




Kaiserkapelle
Der Hohenstaufen u. seine Umgebungen.
Verlag d. F. Stoz'schen Buchhandl. in Göppingen.



Hohenstaufen

Der

Hohenstaufen und seine Fernsicht,

historisch und topographisch

bearbeitet

von

Eduard Keller.

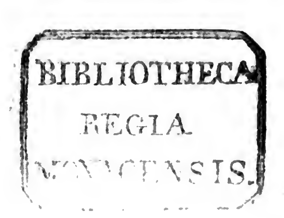
Mit

einem Panorama und einer Ansicht von Hohenstaufen.

Göppingen,

Verlag von F. Stoz.

1860.



Vorwort.

Die freundliche Aufnahme, welche des Verfassers historische und topographische Bearbeitung von „Hohentwiel und seine Umgebungen nah und ferne" erfahren durfte, ermuthigte ihn, etwas ähnliches von Hohenstaufen anzubieten, wie er dieß auch vom Wunnenstein gethan hat.

Das Vorwort zu jenem Büchlein dürfte auch diesem vorangesetzt werden, denn es trifft alles darin zusammen, z. B. nichts neues an Stoff, aber mancherlei in neuer Zusammenstellung und Form; lauter zusammengetragenes aus guten Quellen. Es ist gleichfalls eine Arbeit cum amore von Einem, der hier Jahre lang ansäßig war.

Weil dieses Büchlein nicht nur in die Hände des gebildeten Publikums, sondern auch billigerweise in die des andern kommen solle, so hat der Verfasser den populären Stil unter dem Titel „Hausfreund" beibehalten. Es muß

ja auch nicht alles wie von der Kanzel und vom Catheder herab gesprochen seyn, was gedruckt wird. Er liebt es, mit solchen Dingen nicht vor, sondern unter die Leute zu treten.

Es schließt mit dem Wunsche, daß auch dieses Büchlein den geneigten Leser gut unterhalten, die beigegebene Abbildung der Rundsicht ihm zur Orientirung in derselben gute Dienste leisten möge,

Im Jahre 1860.

Der Verfasser.

Einleitung.

Gleichwie der Hausfreund einen Weg von 40 Stunden nicht hoch angeschlagen hat, um einmal wieder seinen Hohentwiel zu sehen, zu einer Zeit, wo es noch keine Eisenbahnen im Lande gegeben hat; so ist es ihm jetzt um so mehr ein geringes, des Jahres einmal wenigstens mit Hilfe des Dampfrosses einen Weg bis an den Fuß des Hohenstaufen zurückzulegen, der nicht den vierten Theil der Länge jenes hat — um seine ehemalige Heimath wieder besuchen zu können, und sich an dessen herrlicher Fernsicht zu erlaben, so wie der alten glorreichen Zeiten dieses Berges zu gedenken. — Wie oft saß er hier in den abendlichen Stunden — in Betrachtungen der Vergangenheit und Gegenwart versunken — auf einem Flecke stundenlange, und wurde einmal deßhalb für den famosen Berggeist, für den alten „Ueberall und Nirgends" angesehen! Wundere man sich also nicht, wenn er jetzt noch in seinem Alter je einen Tag im Jahr einmal, das ihm der liebe Gott noch schenken wird, daselbst verweilen will.

So trafen ihn, den alten Staufergeist, Freunde, die schaarenweise ausgezogen waren eines schönen Morgens, um diesen klassischen Boden wieder aufzusuchen und sich an seinem großartigen Rundgemälde zu ergötzen. Herrenleute waren's, Frauen und Fräulein, schmucke Knaben groß und klein, ein lernbegierig Völklein, und stattliche jüngere und ältere Mann=

schaft, die eine Wallfahrt thaten zum schlummernden Hohenstaufen-Aar, um auf seinem Rücken an seinen Großthaten für die Zukunft sich zu begeistern. Als sie des Hausfreunds ansichtig wurden, dessen Liebe zu den alten Geschichten sie kannten, so stürmte die ganze Schaar auf ihn ein, — ein paar dutzend Hände streckten sie ihm dar, und ließen ihm kaum Zeit zur Erholung von der Verwunderung und Freude, mit ihnen, die er wohl kannte, und in deren Häusern er jedesmal freundliche Aufnahme gefunden hatte, hier an diesem weltberühmten Orte beisammen zu sein.

Nach den ersten Begrüßungen ließ man ihm keine Ruhe mehr, — er mußte sich anschicken, die Raritäten Hohenstaufen'scher Vergangenheit und die Geschichte der Berge und Städte aufzutischen, die man von diesem Kulme aus sehen kann. Der Hausfreund sah sich förmlich in Belagerungsstand versetzt, und es war keine Möglichkeit mehr zum Entrinnen für ihn da. Sie lagerten sich um ihn herum im Kreise, kramten ihren vom Dorfe mitgenommenen Proviant aus, und richteten sich ein so behaglich als es möglich ist in einem Saale, dessen Decke der sonnenklare Himmel, die in einem weiten Umkreise sich dehnende bunte Landschaft seine Wände, und welcher Gras und bemooste Steine zum Pfühle hat. — Auch gesellte sich in bescheidener Entfernung etwas Landvolk hinzu. — Als mit seinen Zurüstungen das unerwartete Auditorium fertig war, so that der Hausfreund seinen Mund auf, und sprach:

Es sei! der Hausfreund weigert sich nie, wo er aufgefordert wird, etwas zu reden, was zum Besten für Leib und Seele auch nur von Ferne dienen kann. Erwarte man aber von den Geschichten, die er jetzt erzählen solle, ja nicht etwas Neues; denn die Gesichter Alle, die er in seiner nächsten Umgebung um ihn her versammelt sieht, sehen so gelehrt aus, daß er fürchten muß, sie zu langweilen, statt zu unterhalten. Doch damit tröstet er sich, daß, was man gern hört, man nicht oft

genug hören kann; und gleich wie die Griechen sich nicht satt hören konnten an den Großthaten ihrer Ahnen bei Troja, und Alexander der Große den Homer Tag und Nacht bei sich und in der Nähe hatte, wie ein frommer Bruder sein Evangelium und seinen Psalter: so auch freut sich der Deutsche dieses Bergs und seiner Glorie im Mittelalter, und wird nicht satt zu hören von jenen Zeiten. — —

Eine möglichst kurz gefaßte Historie von den Herren und Kaisern des Hauses Hohenstaufen geht voran, wenn uns der Boden, auf dem wir eben wirklich verweilen, und seine Umgegend interessant werden soll.

I.

Geschichte.

1) Von unserm Lagerplatze aus, welcher gegen Morgen der höchste Punkt auf dieser Höhe ist, schauen wir links hinüber, so werden wir im Mittelgrunde dieser Landschaft eines Schlößleins gewahr, das auf einem von Wäldern umgebenen Hügel ruht, und nur in einem Hauptgebäude besteht, das von einer Ringmauer umgeben ist. — Das Schloß Büren ist's, später „Wäschenschloß" genannt. Hier hausten fromme, tapfere Ritter, welche mit den vornehmsten Ritter- und Fürstenfamilien verwandt, und welche treu dem fränkischen Kaiserhaus ergeben waren. Schon am Hofe Kaiser Heinrichs, des Voglers, traf man Ritter von „Büren" an. Dieses Geschlecht nahm zu an Ansehen, Macht und Reichthum, und ward ihm endlich zu enge in diesem Schlößlein. Der Geschichtschreiber nennt einen „Friederich", den Alten, welcher sich den Hohenstaufen zu einem Wohnsitz ersah, der hoch und geräumig genug war, um seinen hochgehenden Planen genügen zu können. Schon vor ihm zwar haben sich etliche aus seinem Hause daselbst angesiedelt, aber fürstlich richtete sich erst der Stammvater des Kaiserhauses ein. Er erbaute eine stattliche Burg, welche hoch herab sah in die Thäler der Fils und der Rems. — Aus Dankbarkeit für seine treuen Dienste ver-

lieh ihm Kaiser Heinrich IV. die Herzogwürde von Schwaben, Franken und Elsaß, und gab ihm seine Tochter Agnes zur Gemahlin, welche die Stammmutter der schwäbischen Kaiser wurde. — Im Jahr 1080 wiederfuhren ihm diese Ehren. — Das Herzogthum Schwaben aber mußte zuvor noch erobert werden, denn der Tochtermann eines Gegenkaisers, Rudolph, ein Berthold von Zähringen, sah Schwaben für sein Eigenthum an. Der Herr von Hohenstaufen behielt in diesem Kriege die Oberhand. — Seinem Schwiegervater blieb er treu bis an dessen Tod, und er selbst starb 1111, in hohen Ehren und geliebt von seinen Zeitgenossen und Unterthanen, denen er sich in vielen Stücken freundlich und hülfreich erzeigt, namentlich in Hinsicht der landwirthschaftlichen Kultur des Landes ihnen manchen guten Rath ertheilt hatte, und dabei mit allerlei Hülfe an die Hand gegangen war. Er war der Gründer des Dorfs am Fuße dieses Bergs; denn seine Hofhaltung bedurfte einer solchen Colonie; und er war's, der ihr auch die Kirche baute, worauf wir später zu sprechen kommen werden. Die Städte Gmünd und Göppingen haben ihm den ersten Flor ihres Daseyns zu danken. Im Thale der Rems — auf einem Hügel — verwandelte er seine Burg Lorch noch drei Jahre vor seinem Tode in ein Kloster, und stiftete eine Familiengruft darunter, in welcher er selbst der erste war, der sie bezog.

2) Ihm folgte in der Herzogswürde und als Residenzherr auf dem Hohenstaufen sein Sohn Friederich, der Einäugige, wo er im Jahre 1090 geboren, und mit seinem Bruder Conrad erzogen wurde. In Waffenübungen bestand meistens damals die Erziehung und Bildung. Diese jungen Herren machten auch so große Fortschritte darin, daß sie schon als Jünglinge von nicht völlig 20 Jahren eine Fehde mit den Herzogen von Baiern ausfochten, wobei ihnen zwei Würtemberger Herren, Albrecht und Berthold, wacker

zuhielten. Aber nicht nur an Tapferkeit, sondern auch an Edelmuth und Weisheit nahmen diese Herren zu. Ihr Oheim, Kaiser Heinrich V., machte sie zu Reichsverwesern einmal in seiner Abwesenheit. Diese Reichsverweserei, welche sie mit strenger Rechtlichkeit handhabten, war aber daran schuld, daß Friederich, welcher nahe daran war, den deutschen Kaiserthron zu besteigen, zu dieser Ehre nicht gelangte, weil ein Mainzer Bischof es vereitelte, welchen die Reichsverweser wegen Rebellerei züchtigten. — Lothar, ein Sachse, wurde statt seiner gewählt, welcher anfangs seines Regiments alles daran setzte, die Hohenstaufen zu erniedrigen; aber vergebens. Diesem Vertilgungskriege machte die freiwillige Unterwerfung der beiden Brüder ein Ende, — und diese Selbsterniedrigung wurde der Weg zur Erhöhung. — Kaiser Lothar starb, — und jener Mainzer Bischof war auch nicht mehr am Leben, — und somit trat ohne weitere Schwierigkeit, weil die Herzoge allgemein beliebt waren, nicht Friederich, der es seinem Bruder zu lieb ablehnte, — sondern

3) Conrad III. dieses Namens in der deutschen Kaisergeschichte, das kaiserliche Regiment an — 1137. Er mußte aber noch lange darum kämpfen mit dem Tochtermann Lothars, der sich gewisse Rechnung auf den deutschen Kaiserthron gemacht und bereits Kron und Scepter in Händen hatte. Es war dieser — Heinrich, Herzog von Sachsen und Baiern. Als dieser auf gute Worte das, was zum deutschen Reich gehörte, und dem Kaiser gebührte, nicht herausgeben wollte, wurde Gewalt gegen ihn angewendet, bis er capitulirte. Dies brach ihm das Herz und er starb. Sein Bruder Welff aber, welcher sich des Sohnes des Verstorbenen annehmen zu müssen glaubte, steckte das Schwert noch nicht in die Scheide; für Heinrich „den Löwen", den Sohn des Verstorbenen, setzte er den Krieg fort, — wurde aber bei Weinsberg aus dem Felde geschlagen. Hier trug sich die bekannte Ge-

schichte der Weibertreue zu, wonach bis diesen Tag dieser Berg benannt wird. — Hierauf machte er sich in Italien unnöthige, verderbliche Geschäfte, und wollte so eben mit einem Könige von Sicilien sich in einen Krieg einlassen, — als ein Hülferuf des bedrängten, christlichen Jerusalems nach Europa und auch zu seinen Ohren und an sein Herz drang, — Bernhard, ein frommer Bruder, welcher den Kaiser Lothar mit den Hohenstaufen'schen Herren aussöhnte, weckte in Conrad und befeuerte ihn zu dem Entschlusse, den zweiten Kreuzzug zu unternehmen, und Jerusalem zu befreien von den Sarazenen, die es unaufhörlich beunruhigten. Kaiser Conrad wurde dergestalt zu Thränen gerührt und erregt, daß er lieber heute schon als morgen erst sich auf den Weg machte. — In einem Saale zu Frankfurt a. M., wo man in Conterfeien alle Kaiser des deutschen Reiches sehen kann, ist auch das von Conrad III. zu schauen im kaiserlichen Talare, die Krone auf dem Haupte, mit hoch erhobenem Schwerte in der Rechten, die Kreuzesfahne in der Linken, auf der Brust das Kreuz.

Sein Bruder aber, der Herzog Friederich, hatte ganz und gar keine Freude an diesem Entschlusse. Der einäugige Herr sah weiter, als Hunderttausende und Millionen seiner Zeit mit zwei Augen, und ihm ahnte nichts gutes von dieser Heerfahrt. Er sparte deßwegen keine Worte, um seinen Bruder, den Kaiser, davon abzubringen. Vergebens. Einen Extra-Kummer bereitete ihm noch dieser Kreuzzug damit, daß auch sein Sohn Friederich, der nachmalige Kaiser, sich daran betheiligen und dieses Vorhaben sich nicht ausreden lassen wollte. — Diese Herren zogen trostes- und hoffnungsvoll mit einem wohlausstaffirten Heere ab, welchem sich ein König Ludwig VII. von Frankreich mit 18,000 Mann anschloß, so daß ihre Armee über 200,000 Mann betrug, worunter 70,000 Reiter waren, — und hinterließen den Herzog trostlos, der auch vor Kummer starb. — Sie zogen, wie dieser es voraussah, ihrem Kreuz

entgegen, — obgleich mancher Kreuzzügler sich damit tröstete: „ist nicht Herr Immanuel, der Kaiser dieses Landes, ein Schwager unseres Kaisers? Uns wird nichts mangeln.“ — Die Annäherung des Kreuzheers aber verbreitete Schrecken durch alle Lande Herrn Immanuels. Man schlug die Hände über dem Kopf zusammen — eingedenk der Drangsale, welcher der erste Kreuzzug dem Lande verursachte, — denn man erwartete nichts anders, als von diesem Heere — wie von einer Heuschreckwolke aufgefressen zu werden. Man half sich, so gut man konnte, und wußte es einzuleiten, daß die Armee einen Weg einschlug, wo sie nichts verderben konnte, aber selber schier zu Grunde ging. — Mit schlechter Nahrung wurde sie bedient, von welcher Tausende hinstarben, — und was noch mit heiler Haut aus den Revieren der morgenländischen Freundschaft herauskam, verschmachtete schier vor Sonnenhitze, oder wurde von Sarazenen decimirt. So kam nicht die Hälfte des Heers vor Damascus an, einer Stadt, deren Namen Euch aus den Zeiten des Apostel Paulus bekannt ist, der hier auch seine verschiedenen Wunder erfahren hat. Hier half nun vollends eine Verrätherei der Griechen dazu, der christlichen Mitbrüder, die es nicht gerne sahen, wenn den Abendländern der Sieg und Besitz dieser Stadt zu Theil würde, — daß dem Kaiser und seinen Bundesgenossen der Kreuzzug gründlich entleidete, und sie von der Begeisterung dafür durch und durch geheilt wurden. Ohne weiteres brachen diese Herren mit dem Reste ihrer Heere auf, kehrten Damascus und Jerusalem den Rücken, und zogen heimwärts, wohin sie Freund und Feind auch gerne ziehen ließen, — ausgenommen Herr Balduin, König von Jerusalem, der sich bei dieser Nachricht im Zorne auf dem Absatz drehte, — weil er jetzt für alle seine Hoffnung auf Entsatz nichts als das Nachsehen und die Aussicht hatte, nachher wie vorher die Maus in der Falle zu spielen.

Ob man den heimkehrenden Herren in Deutschland und in Frankreich Maien steckte, davon liest man nichts in den Chroniken, wohl aber davon, daß sie zu Hause Arbeit genug fanden. Der Welff, Herzog von Baiern, obgleich er an dieser Bußfahrt Theil genommen hatte, und glücklich hin und heim gelangte, sagte auch wie ein Gewisser: „es steht in alten Rechten", und trieb sein Wesen nach wie vor. Auch Heinrich, der Löwe, glaubte, es seie an der Zeit, seine Ansprüche geltend zu machen. Kurz, der Boden war wieder dergestalt zergrast, daß man nicht anfangen, geschweige zu enden wußte. Herr Conrad that, was er konnte, um zu säubern und zu ebnen. Als er just im Begriff war, zu Bamberg einen Reichstag zu halten, und alsbald darauf sich in Italien die römische Kaiserkrone zu holen — es war drei Jahre nach seinem Kreuzzuge, so erkrankte er — und starb. Er wurde alt — 57 Jahre und regierte 15 Jahre.

Der selige Kaiser war ein guter Mann, dem das Wohl des deutschen Reichs am Herzen lag. Ihm war es nicht darum zu thun, seinen Sohn mit einer Krone zu versorgen, sondern das Reich mit einem tüchtigen Regenten. Deßwegen empfahl er den deutschen Wahlherrn Friederich, seines Bruders Sohn, auf den deutschen Kaiserthron. Gesagt, gethan! Zu Frankfurt a. M. wurde er 1152 gewählt und zu Aachen gekrönt.

4) Friederich I., geboren 1121, Sohn des Herzogs Friederich, des Einäugigen, von Schwaben, von den Italienern Barbarossa genannt, weil er einen röthlichen Bart hatte, rechtfertigte das in ihn gesetzte Vertrauen. Er war der Mann für sein Jahrhundert. — Er besaß die Mittel und Fähigkeiten, Deutschland zu einem Reiche zu vereinigen; schade, daß er auf Italien zu viel Zeit und Kraft verwendete. Fünfmal zog er mit Heeresmacht nach Italien mit unterschiedlichem Erfolge; — und zuletzt that er noch einen Kreuzzug, der

ihm den Tod brachte. Von seinen Großthaten und Ereignissen wollen wir nur die hervorragendsten an uns vorüberziehen lassen.

Im In- und Auslande bald als ein gescheidter, gewandter, tapferer und beharrlicher Mann bekannt, wurde er gar oft zum Schiedsrichter angerufen und gebeten. Kurz und zur Zufriedenheit fertigte er die deutschen Reichshändel ab. Heinrich dem Löwen, einem Manne seiner Art, gab er sein väterliches Erbe, die Herzogthümer Baiern und Sachsen zurück. — Darauf that er seinen ersten Feldzug nach Italien, um die rebellischen Städte zu züchtigen und den ihm befreundeten Papst zu besuchen. Behagen aber wollte ihm bei letzterem nicht unter anderm, daß er dem Papst den Steigbügel halten sollte, und daß er sich mit einer Rebellerei herumschlagen mußte. Die letztere schlug er mit Hülfe Heinrichs des Löwen auf das Haupt, und belohnte diesen Dienst ihm kaiserlich. Er kehrte nach ruhmvoll verrichteten Sachen nach Deutschland zurück, und handhabte den Landfrieden mit Nachdruck, verschaffte sich in Polen und in Frankreich Respekt, und machte einen Herrn von Oestreich zum Erzherzog dieses Landes. Der Glanz seiner Herrschaft wurde groß. Deßwegen mochte es ihm nicht gefallen, daß der Papst ihn jetzt noch, ungeachtet er ihm sein Mißfallen daran unzweideutig zu verstehen gab, als Vasallen behandelte, und die Freundschaft erkaltete so sehr, daß der Kaiser auf seinem zweiten Zuge nach Italien, wo er die Mailänder wegen Rebellerei derb züchtigte, mit ihm zu Rom in ernstliche Verdrießlichkeiten gerieth. Kaum war er von da zurück in Deutschland, um den Schweden, Dänen und Norwegern einen König zu setzen, so sah er sich zum drittenmale gezwungen, weil er üble Botschaften aus Italien erhalten hatte, dahin sich zu begeben, um daselbst die Ordnung wieder herzustellen. Ein übermüthiges Regiment seiner Landvögte reizte die Völker zum Aufruhr,

— wobei er jedoch ebensowohl seine Vögte beim Schopfe nahm, als die Waffen gegen diejenigen kehrte, die sich nicht beschwichtigen lassen wollten. — Es gelang ihm, die Ruhe wieder herzustellen. Da er nun schon in Italien war, so ließ er sich jetzt zum Kaiser krönen in Rom. Die Freude über das Gelingen seines Regiments in Italien wurde ihm aber durch eine Pest verbittert, die beinahe sein ganzes Heer verschlang. Kaum hörten die Städte davon, die er so eben zufrieden gestellt zu haben glaubte, so erhoben sie sich mit einemmale wieder, so daß der Kaiser ohne Heer froh sein mußte, in der Stille und unversehrt nach Haus zu kommen, und, in Deutschland angekommen, durfte er seine Hände nicht in den Schooß legen. Streitigkeiten genug gab es zwischen den Herren beizulegen; und hatte er keine, so machte er sich solche, z. B. mit dem Papst Alexander III., den er den Papststuhl nicht besteigen lassen wollte. Es ziemt sich nicht, daß ein Papst sich in Kaiserwahlen mengt, ebenso wenig umgekehrt; kehr' ein Jeder vor seiner Thüre! Freilich — war es keinem von beiden gleichgültig, wer an das Ruder kommt, — weil sich keiner von dem andern darein reden lassen wollte. — Unter den angeführten ungünstigen Umständen, zu welchen sich die Erkaltung der Freundschaft mit Heinrich dem Löwen gesellte, mußte er zum Viertenmale nach Italien ziehen. Dieser war ein heimlicher Freund des Papstes Alexander, was zur Folge hatte, daß ihn Heinrich Angesichts der Stadt Mailand mit seinem Heere verließ und heimzog. Der Kaiser wollte die Mailänder nicht merken lassen, wie klein dadurch sein Heer geworden, sondern grief sie an, und — wurde besiegt. Als todt der Kaiserin angemeldet, die ihn tief betrauerte, stand er aber plötzlich zu ihrem freudigen Schrecken lebend vor ihr wieder. Auch seiner Flotte ging es fehlerhaft, und vor dem Papst mußte er sich demüthigen, welcher aber klug genug war, und ihn mit Freundlichkeit und Ehren auszusühnen wußte. — Heinrich dem Löwen

aber drückte er es in's Wachs, weil er seiner wegen alle diese Schmach erdulden mußte. Die Reichsfürsten, auf welche Heinrich hoch herab sah, waren ihm noch mehr gram, als der Kaiser selbst, – und er wurde zur Abbitte bei dem Kaiser aufgefordert. Gerne hätte ihm der Kaiser mit einer Geldstrafe seine Schuld erlassen, weil er ihm dankbar seine Rettung zu Rom nicht vergessen konnte. Heinrich aber verweigerte trotzig die Abbitte und alle Bedingungen, die ihm der Kaiser stellte. Darauf ließen die Reichsfürsten nicht nach, bis ihn der Kaiser in den Bann that — 1180, und seine Länder andern Herren zutheilte. Heinrich wehrte sich wie ein Löwe dagegen, aber er wurde besiegt. Hat ihn vordem der Kaiser vergebens fußfällig gebeten, bevor ihn Heinrich vor Mailand verließ, so war es jetzt auch vergebens, daß er vor dem Kaiser in die Kniee sank und um Gnade bat. Die Reichsfürsten duldeten es nicht. — Es rieth ihm der Kaiser, seinen Feinden eine Zeit lang aus den Augen zu gehen — und nach England zu seinem Schwiegervater sich zu begeben. Er folgte diesem Rathe.

Zum Belege der Thätigkeit dieses Kaisers zählte Herr v. Raumer, von welchem vornehmsten aller Geschichtsschreiber der Hohenstaufen der Hausfreund sich unterrichten ließ, einen 142maligen Aufenthalt an verschiedenen Orten in Deutschland, Italien und Frankreich auf, wofür er Dokumente in den Archiven aufgefunden hat. Wie viel mögen es während seiner 39jährigen Regierung gewesen sein, wofür er keine schriftlichen Zeugnisse vorgefunden hat!

Zu den Orten, die ihn einmal zum Besuche bekommen haben, laut Urkunde, gehört auch seine Stammburg Hohenstaufen. Dieß geschah im Jahre 1181, nachdem er von seinem, aus Schuld Heinrichs des Löwen, verunglückten Feldzug aus Italien zurückgekommen war und seinen Prozeß mit dem Löwen beendigt hatte. Der größere Theil seiner Regierungszeit war schon vorüber, und er hatte seine theuern

Erfahrungen gemacht. Ohne Zweifel war er auch schon früher auf seiner Stammburg zu sehen; denn es ist nicht wahrscheinlich, daß er den Ort, wo er seine ersten Jugendjahre — an dem glänzenden, von dem höchsten Schwabenadel gefeierten Hofe seines Vaters zubrachte, nicht auch als Kaiser mehrmals besuchte. Nie aber mochte er eine zum Kirchenbesuche geneigtere Stimmung mit hierher gebracht haben, als eben nach den bewußten Ereignissen. Diese waren ganz geeignet, einen tiefen, großen Ernst in seiner Seele zu veranlassen, und je und je auch die Einsamkeit zu suchen. In einer solchen Anwandlung läßt ihn die Sage dem Kirchlein am Fuße des Bergs begegnen, das sein Ahnherr der Colonie zu Frommen erbauen ließ, und — „dem lieben Gott weich nicht aus, triffst du Ihn auf dem Wege" — seine Andacht daselbst verrichten. — Der Ruhm, in welchem dieser Herr in aller Welt stund, war groß genug, daß es sich die Leute des Dorfs zur großen Ehre rechneten, den Kaiser in ihrem Gotteshaus zu sehen, deßwegen pflanzte sich auch die Sage von diesem Kirchenbesuche von Geschlecht zu Geschlecht fort, ohne einer Urkunde zu bedürfen, bis zur Zeit, wo die Burg vom Berge verschwand, und man des Pförtleins von der Bergseite des Kirchleins nicht mehr bedurfte. Damit aber die Ehre, die ihm wiederfuhr, nicht in Vergessenheit gerathe, weil diese Thüre zugemauert wurde, so setzte man oberhalb der Thürblende folgende Reime:

Der großmächtig Kaiser wohl bekannt,
Friedericus Barbarossa genannt,
Auf diesem Berg hat Hof gehalten,
Wie vor und nach ihm die Alten;
Das demüthig edel deutsche Blut
Uebt ganz und gar keinen Uebermuth;
Zu Fuß in diese Kirch' ist gangen,
Ohn' allen Stolz, ohn' Pracht und Prangen.
Durch diese Thür' wie ich bericht,
Ist wahrlich wahr und kein Gedicht.

Auf der Thürblende selbst malte man ein Bild, das einen geharnischten Mann mit rothem Barte vorstellt, mit der Krone auf dem Haupte, und den Scepter in der rechten Hand. Als das erste Bild verblichen war, und es erneuert werden sollte, so gerieth der Maler mit den Leuten im Dorfe in einen Streit, weil er wollte einen Kaiser malen „ohn' allen Stolz, ohn' Pracht und Prangen", in einem anständigen Hausgewand ohne Kron' und Scepter. Nein, sie wollten wieder einen Kaiser im Harnisch, mit Kron' und Scepter haben. — Der Maler that nun, wie sie es begehrten. — Nachdem das Bild abermals verblichen, und das Kirchlein ein Eigenthum des Hohenstaufen- und Alterthumsvereins geworden ist, so wird jetzt geschehen, was seinem Zwecke angemessen ist, nämlich: in diesem Kirchlein das einzige Denkmal aus der Hohenstaufenzeit an seinem Wiegenorte zu ehren und zu conserviren.

Kehren wir zu unserem Kaiser zurück, welcher im Jahre 1183 zu Constanz noch einen sehr erklecklichen Frieden mit Italien zu schließen das Glück gehabt, den er sich nach den bewußten Affairen wohl nicht versprochen hatte. Im Jahre 1184 hielt er einen Reichstag zu Mainz und hört, was uns Herr v. Raumer von der Pracht und Herrlichkeit dieses Reichstags erzählt:

„Es war Frieden im Reiche, mit der Kirche und in „Italien; ungestört schaltete und waltete Friederich Bar„barossa im Reiche. Seine Söhne waren herangewachsen „und versorgt, und nur der Ritterschlag fehlte ihnen noch. „Deß freute er sich herzinnig, und er wollte jetzt auch ein„mal nach so viel Reichstagen und Feldzügen ein Reichsfest „geben, wie es Deutschland seit Menschendenken nicht ge„sehen hatte. Auf seine Aufforderung versammelten sich in „der Pfingstzeit in Mainz Prälaten und Fürsten, Aebte und „Priester, Grafen und Edle. Es erschienen — angelockt und

„höflich eingeladen Fremde aus Slavien, Illyrien,
„Frankreich, England, Italien und Spanien; alle
„Gesandte, welche an des Kaisers Hofe lebten, trafen ein,
„um seine Größe und seinen Reichthum zu bewundern.
„Man zählte 40,000 Ritter, und unzählbar war das in
„Schaaren heranströmende Volk. Weil die Stadt, so groß
„sie war, die Menge nicht würde fassen können, so wurde
„auf einer schönen Ebene am Rhein dem Kaiser ein Lust=
„schloß erbaut, und eine zierliche Kapelle daneben. Rings
„umher standen die Wohnungen der Fürsten, welche an
„Größe und Zierde mit einander wetteiferten; dann schaar=
„ten sich in verschiedenen Gestalten und Farben unzählige
„Gezelte der Niederen um die fürstliche Stadt herum. In
„wenigen Tagen stund eine Stadt da, bunter und lebendi=
„ger hat man noch keine gesehen. Der Rhein führte die Le=
„bensmittel herbei in unglaublicher Menge. Zweier großer
„Gebäude bedurfte man nur für die Hühner. Jedermännig=
„lich wurde auf Kosten des Kaisers gespeist und getränkt, —
„Könige, Herzoge und Markgrafen leisteten ihm Dienste als
„Truchsessen, Kämmerer, Marschälle und Mundschenken.
„Die Hoheit des Kaisers, die Herablassung der Kaiserin, die
„Schönheit der Frauen, die Herrlichkeit der Ritter, die
„Pracht der Kleider, der Schmuck der Pferde, die Mannig=
„faltigkeit der Spiele und Gesänge, der Ueberfluß an Essen
„und Trinken, alles vereinte sich, vom leiblichen bis zum
„geistigsten aufwärts, um Lust, Freude und Bewunderung
„zu erregen. Noch jetzt muß man darüber staunen. Wel=
„cher Herrscher ließ sich damals dem großen Kaiser, welch' ein
„Reich dem deutschen vergleichen? Zu der Macht gesellten
„sich Tugend und Sitte, zu den Kriegshelden Künstler und
„Dichter, deren Bauwerke und Lieder noch heute Ihresglei=
„chen suchen. Man kann daraus ersehen, wie weit man es

„damals schon in den Künsten und in der Bildung überhaupt „gebracht hat.“

Zwei Unfälle drohten, die Freude dieses Festes zu stören. Der eine war, daß der Sturmwind die Kapelle umriß. Daraus machte das Volk den Scherz: „das habe der Teufel gethan, den es ärgere, daß wirklich Friede im Reiche seie“. — Wirklich aber schien der Teufel von einer andern Seite an diesem Frieden zu rütteln. Denn es gab Streit zwischen zwei Geistlichen wegen des Sitzens zur Rechten und Linken, wie einmal unter den Aposteln. Der Kaiser aber beschwichtigte ihn. Darauf fingen die Ritterspiele an, und die Söhne des Kaisers empfingen den Ritterschlag. — Das Fest ging zu aller Zufriedenheit und Vergnügen zu Ende, und noch lange nachher wurde in Liedern des Volks davon gesungen.

Der Kaiser rüstete sich zum fünften und letzten Zug nach Italien. Dießmal aber nicht zu einem Kriege, sondern er wohnte unter andern auch einer Kirchenversammlung zu Verona bei. Sein Sohn Heinrich hatte die Prinzessin Constantia von Sicilien geehlicht, und in Mailand, der Stadt, mit welcher er manchen Strauß gefochten hat, wurde die Vermählungsfeier 1186 gehalten. Diese Heirath, mit welcher der Kaiser vortrefflich speculirt zu haben glaubte, weihte sein Haus dem Untergang. — Denn, obgleich er in seinem Leben noch nicht viel von einer Verschlimmerung verspürte, so merkte er doch schon an der Kirchenversammlung, daß es den Papst gar sehr incommodirte, durch diese Heirath von der deutschen Macht umzingelt zu sein.

Mitten in diesen unnöthigen Sorgen, welche sich selbst der Papst bereitete, welchem die deutschen Bischöfe deßhalb Vorwürfe machten, weil er sich zu Verona sehr unfreundlich gegen den Kaiser benommen habe, geschah mit einenmale wieder ein Schrei in die europäische Christenheit hinein, vom Morgenlande aus: „Jerusalem ist wieder in den Händen der Ungläu-

digen!" Nach dem Abzuge des zur Rettung herbeigeeilten Conrads kam die Stadt je länger je mehr in's Gedränge von den Sarazenen und wurde endlich vom Sultan Saladin erobert. — Alsbald erging vom Papste der Aufruf zu einem dritten Kreuzzug, und zu jedermanns Erstaunen war es der Kaiser selbst, welcher erklärte, sich an die Spitze dieses Zugs zu stellen. Dieß zog. Des Sieges gewiß stellte sich ein gewaltiges Heer unter seine Führung, und nachdem er es vom Gesindel gesäubert, und die nöthigen Anordnungen für das Reich sowohl als für den Kreuzzug getroffen hatte, zog er mit seinem Sohne Friederich, gefolgt von einem wohlgerüsteten Heere von 150,000 streitbaren Männern ab, und wußte die griechischen Practiken unter scharfen Drohungen im Bann zu halten. In starken Märschen verfolgte er sein Ziel, drang nach Cilicien und Armenien, schlug eine Armee der Sarazenen nach der andern, eroberte die Hauptstadt Cogni, und ohne Säumen auf Syrien los, wo bei Seleucia ein Lager geschlagen wurde, einer Stadt, wohin auch der Apostel Paulus und Barnabas auf ihren Reisen kamen.

Hier aber hieß es für den Kaiser Barbarossa von Oben herab: „bis hieher und nicht weiter!" — In dem Flusse Seleph — die einen lassen ihn im Bade, andere Nachrichten bei einem Flußübergang — untersinken, und aller Rettungsversuche ungeachtet hauchte der große Kaiser seinen edlen Geist aus, nachdem er 70 Jahre alt geworden war, 1190. Sein Leichnam ruht in Tyrus. Wäre er bei Leben geblieben, der Plan zur Wiedereroberung Jerusalems war so gut angelegt, daß Niemand an dem Gelingen zweifelte. — Aber jetzt diese Schreckensbotschaft in das christliche Europa hinein! — Die Armee — ohne dieses Haupt — ging elend zu Grund. 7000 Mann erreichen ihre Heimath wieder; selbst der Sohn des Kaisers starb vor Gram. Das deutsche Volk hatte alle seine Hoffnung auf ihn gesetzt für seine Stärke, Macht und Freiheit, daß

es lange Zeit an seinen Tod nicht glauben wollte. Eine Volkssage weist ihm daher einen Aufenthalt im Kyffhäuser Berge an, wo ihn sein Schicksal zu einem Vorbehalt verwahre, um zu seiner Zeit wieder mit ihm hervorzutreten, und das große Reich zu vollenden, wozu er den Grund gelegt hat; in dieser Zuversicht weile er mit Freuden in dieser Höhle, und schlummere einen süßen, erwartungsvollen Schlaf bis zum Tage, der ihn zu einem neuen thaten- und ruhmvollen Leben zurückberufen werde.

Mit diesem Tode endete die beste und glänzendste Zeit der schwäbischen Kaiser, und wenn sie auch unter seinem Enkel Friederich II. zu neuem Glanz erglühte, so waren es nur kurze Fristen, in welchen ihm die Sonne wieder strahlte.

5) Ihm folgte sein Sohn Heinrich VI, zwar in jeder Hinsicht der gewandteste unter seinen Söhnen, aber nicht der Beste von Gemüth. Er glich seinem Ur-Groß-Ohm Heinrich V. wie ein Ei dem andern. Wegen seines Kriegstalents, und weil er eben der Sohn seines unvergeßlichen Vaters war, wählten ihn die Wahlherrn zum Kaiser; denn Heinrich der Löwe wollte die Abwesenheit des Kaisers benützen, und seine Länder wieder erobern. Der Vicekaiser Heinrich hinderte ihn daran, und nahm ihm alles wieder ab, und andere Meutereien unterdrückte er mit geschickter energischer Hand. Schon 1191 wußte er vom Papste seine Krönung zu erlangen. Darauf mußte er das Erbe seines Schwiegervaters, Apulien, erobern, das ihm ein Günstling der Sicilianer und des Papstes streitig machte, und drang bis Neapel, das er belagerte. Hier überfiel ihn und sein Heer die Pest, und er entrann mit genauer Noth dem Tode nach Deutschland, weil auch er erkrankte. — Und wäre er doch gestorben! — er wäre es noch mit Ehren. Durch diesen Unfall ging ihm wieder Alles verloren, was er gewonnen hatte und selbst seine Gemahlin gerieth in die Gefangenschaft Tancreds, so hieß der Günstling des Papstes und des Volks.

Der junge Kaiser ließ es mehr und mehr merken, daß er von Gemüth nicht von der Art seines Vaters sei. Geiz regierte seine Handlungen; und Geiz war es, welcher den auf seiner Heimreise begriffenen König Richard von England unter dem Vorwand, daß er es mit Tancred hatte, so lange gefangen hielt, bis er 100,000 Mark Silber erlegte.

Auf die Nachricht von Tancred's Tode eilte er, sein Erbkönigreich wieder zu erobern. Es gelang ihm dieß vollkommen, und noch den Schatz der vorigen Könige dazu. — Statt aber jetzt Gnade vor Recht ergehen zu lassen, um sich das Zutrauen des Volks zu erwerben, verübte er, in der Meinung, seine Herrschaft dadurch zu befestigen, die grausamste Strenge gegen seine Widersacher; zerstörte die Stadt Salerno, die seine Gemahlin gefangen hielt, den Sohn Tancreds ließ er blinden und entmannen, und seine ganze Familie nach Deutschland transportieren. Die Sicilianer empörten sich gegen dieses Verfahren. Er bezwang sie, fuhr aber fort mit seiner Grausamkeit, und ließ einem Grafen Jordano eine glühende Krone auf das Haupt nageln, als Urheber des Aufstands und aus Eifersucht; andere ließ er hängen und verbrennen. Er trachtete, das Geschlecht der normännischen Könige auszutilgen, und ahnete nicht, daß seinem Geschlecht schier das Gleiche noch vor 100 Jahren widerfahren werde.

In dieser Blutzeit gebar ihm seine Gemahlin Constantia im Jahre 1194 einen Sohn, Friedrich II., den nachmaligen Kaiser. Schon im zweiten Jahre ließ ihn sein Vater zum römischen König krönen. So wie er in diesem albernen Vornehmen beurkundete, daß ihm nichts mehr am Herzen liege, als für sein Haus zu sorgen, so trachtete er auch in Deutschland, wohin er sich jetzt auf kurze Zeit begab, aus dem Wahlreich ein Erbreich zu machen. Daraus wurde aber nichts. Er war nicht der Mann, daß man Gelüsten bekommen konnte, Leute von seinem Blute für immer zu Herrn zu haben. Während er in

Deutschland in seinem Sinne und in seinen Sack wirthschaftete und schacherte, schürte seine Frau Constantia, die es ihm nicht verzeihen konnte, daß er ihre Familie so hart behandelte, wieder an einem Aufruhr, den der rückkehrende Kaiser in seiner gewohnten barbarischen Weise unterdrückte, und solchen Schrecken damit unter den Leuten verbreitete, daß Fremde wie Einheimische ihn fürchteten und ihm hofirten. Wer ihn aber nicht fürchtete, war Frau Constantia, die ihn mit Waffen zu bekriegen wußte, die ihm allen Respect einflößten. Er bat um Pardon und Frieden, den er auch von den Landständen des Reichs erhielt.

Als er just mit dem Plane umging, das alte römische Reich wieder herzustellen, holte er sich auf einer Jagd in einem kalten Trunk den Tod. Man murmelte, Frau Constantia habe ihm diesen Trunk gesegnet. Er selbst aber stellte dieß in Abrede. Er starb, 33 Jahre alt, 1197, und regierte 7 Jahre — lange genug.

Unser Albert Knapp, ein deutscher Biedermann und von innigem Interesse für die Hohenstaufen-Geschichte, hat ihm folgende Lobrede und Inschrift auf sein Grab gestiftet:

Hinunter mit ihm! Den Marmor darauf!
Da liegt der schlechteste Hohenstauf. —
Sie sind alle gestorben in Ehren und Macht,
Nur er hat sein Haus in's Verderben gebracht;
Sie könnten noch blühen in fröhlichem Glanz,
Nur er hat zerblättert den fürstlichen Kranz.

Sie sind alle verweset; wir werden sie sehen,
Am Tage, wenn alle Begrabenen erstehen,
Der Tod, er verrichtet an Allen sein Amt,
Und löschte die Feuer, die herrlich geflammt;
Nur den Heinrich ließ er gefesselt im Bann,
Daß die Enkel noch sprechen: da liegt der Tyrann!

Im Jahre 1783 öffnete man die Gruft, und noch unver-

sehrt, mit wildem, finsterem Antlitz fand man ihn. Seine Gemahlin und seinen Sohn empfahl er seinem Bruder Philipp und dem Papste, dem er große Ergebenheit heuchelte.

6) Philipp, der vierte Sohn des Kaisers Barbarossa, war jetzt im Range, Kaiser zu werden. Ein tapferer junger Herr, dem es jedoch bald nach seines Bruders Tod in einem Aufstand der italienischen Städte beinahe an's Leben ging. Denn kaum war Heinrich todt, so haschte in Italien nach Gewinn von diesem Falle wer konnte, vom Papste an bis zum Untersten. Es war aber damals ein Mann auf dem päpstlichen Stuhle, Innocenz III., der zwar ganz im Geiste seiner Zeit auf's grausamste gegen alle Nichtkatholiken zu Felde zog, und der Stifter oder Urheber der Inquisitionen war, aber dennoch insoferne ein Ehrenmann, als er gegen seine Glaubens- und Kirchengenossen aller Stände treu und väterlich gesinnt war, und sie zur Gottesfurcht und zu guten Werken ermahnte, und hierin mit seinem eigenen Beispiel voranging. Herr v. Raumer theilt mehrere Briefe solchen väterlichen Inhalts mit, an denen man eine Freude haben kann, aber zugleich ein Bedauern hat, wahrzunehmen, welche Gewalt die Irrthümer haben, daß sie einen so klugen und frommen Mann zugleich zu einem Glaubenstyrannen machen können. — Der junge Friederich war wohl berathen, wenn die Vormundschaft immer nur unmittelbar in den Händen des Papstes Innocenz geblieben wäre. Denn er wollte einen guten Geist in ihm heranziehen, welcher ferne von des Vaters Fußstapfen bleiben sollte. — Worin dieser Papst allen seinen Vor- und Nachgängern dieses Amtes gleich war, das war das Mißtrauen und die Abneigung gegen die Fürsten des schwäbischen Kaiserhauses, das auch ihn zu Unbilligkeiten und Ungerechtigkeiten gegen dieses Haus verleitete. War Heinrich VI. gegenüber ein feindseliges Mißtrauen gerechtfertigt oder wenigstens zu entschuldigen, so fragen wir: was hat Philipp verschuldet, daß der

Papst ihm entgegentrat? und daß er ihm einen Gegenkaiser in Herzog Otto von Braunschweig schuf? und war es recht und christlich, ein großes Land in Kriege dadurch zu stürzen, und Verwirrung anzurichten? Das that der Papst, der Hirte der alleinseligmachenden Kirche. Sieben Jahre schlug sich Philipp mit diesem Pfaffenkaiser herum, bis er ihn endlich ganz bezwungen hatte. Otto ging in sich, sah das vom Papste gegen Philipp verübte Unrecht ein, und legte die Krone nieder, auch aus Achtung vor den milden Gesinnungen Philipp's, und dieser wurde 1208 einstimmig zum Kaiser gewählt, und auch auf ein von allen Seiten eingelegtes Fürwort vom Papste bestätigt. Philipp gab seinem weil. Gegenkaiser und Collegen eine Tochter zur Frau, und besiegelte damit den von dem aus seinem Geleise verirrten Papste gestörten Frieden.

Dem guten Kaiser Philipp stund jetzt nichts mehr im Wege, das Wohlergehen der deutschen Nation zu fördern. Die guten Leute aber sind nicht immer die klügsten. Sie gerathen gerne auf Fehlwege, stolpern — und fallen. Ein Otto, Pfalzgraf v. Wittelsbach, ein wilder Kamerad, glaubte einen Empfehlungsbrief in einer Heirathsangelegenheit vom Kaiser in Händen zu haben — an den König von Polen, um dessen Tochter er sich bewarb, — aber weit gefehlt! es war ein Warnungsbrief vor ihm. Der Inhalt wurde ihm verrathen, bevor er nach Polen kam. Darüber ergrimmt, schwur er dem Kaiser den Tod; und wirklich, er hielt Wort. Zu Bamberg überfiel er den Kaiser in seinem Quartiere, und stieß ihm das Schwert in den Hals, so daß er an der Verblutung starb, den 21. Juni 1208, 27 Jahre alt. — Was half es dem Mörder? — Er wurde geächtet, nach langem Suchen in einer Scheuer bei den Schafen gefunden, und es ward ihm gleiches mit gleichem vergolten. — Es war zwar wohlgemeint vom Kaiser, wenn er die polnische Königstochter vor einer unglücklichen Heirath warnen wollte, aber nicht aufrichtig gehan-

delt gegen den Pfalzgrafen. Drum: aufrichtig, geht man mit Ehren durch's ganze Land; falsch, verfällt in Schaden und Schand.

Die Gemahlin des Kaisers, Irene, des griechischen Kaisers Isaaks Tochter, eine edle, engelmilde Frau, von einem Dichter des Mittelalters „die Taube sonder Galle" genannt, so eben in interessanten Umständen befindlich, versank in untröstliche Traurigkeit, so daß ihre Gesundheit darunter litt. Man rieth ihr den Hohenstaufen zum Aufenthalt an. Hier zehrte sie vollends ab, und starb nach einer unzeitigen Geburt, den 28. August 1208. In der Familiengruft zu Lorch wurde sie begraben.

Anders lautete die Grabschrift auf Irene's Leichenstein, als die auf Kaiser Heinrichs Tod, von demselben Dichter, der diese Frau seine poetische Geliebte nannte.

Dort am Rosenduft des Sonnenabschieds
Hebt der alte Kaiserberg so trauernd
Seine kahle Stirn! —
Dort erblichst du, hohe Fürstin! Damals
Erscholl dein Sterben weit umher, und tausend
Liebesthränen floßen dir; — Mancher mag
Ausgerufen haben: kehre wieder,
Schöne Frühlingsrose! Du des gold'nen
Morgens Sprößling! —

Aber nun? — Deiner gedenket
Niemand mehr! — Nur ich gedenke deiner,
Sehe dich auf matt beglänztem Thurme
Fern erblassen, — sehe deine Frauen
Um dich hergeknieet, — in Priesterhänden
Christi Schmerzensbild vor dir. Du sinkest!
Lieblich bleibt dein Bild in Lorchs Kapelle,
Redet ohne Wort: hier schläft Irene
Süß und lange nach des Lebens Schwüle.

Und wer solches ansieht, spricht im Herzen:
Nach dem Schwerte, das Maria fühlte,
Ströme dir der Auferstehung Quelle
Aus dem Felsen Gottes, ewig helle!

7) Ungeachtet Otto, der vormalige Kaiser, an den unglücklichen Philipp die Krone zuletzt doch noch wohlwollend gegen ihn gesinnt freiwillig abgetreten hatte, gelüstete es ihn, jetzt auf's Neue nach der Kaiserkrone, und er ließ sich, 1208, wählen. Der eheliche Verspruch mit des seligen Kaisers Tochter, Beatrice, wurde 1212 vollzogen, von ihr aber nur wenige Monate überlebt. Obgleich ihm die Krone vom Papste bestätigt wurde, gerieth er doch in Bann, weil er die Rechte des Reichs gegenüber der Kirche verwahrte. So abhold auch Papst Innocenz den Hohenstaufen war, so glaubte er doch in seinem Mündel einen dankbaren und willigen Sohn der Kirche herangezogen zu haben, so daß er ihn den deutschen Wahlherren zum deutschen Kaiser zu empfehlen wagte. Demgemäß langte eine Deputation deutscher Herren bei dem jungen Könige von Sicilien in Palermo an, überreichte in die Hand Friedrichs ein Schreiben, das unter anderm also lautete:

„Wir, die Fürsten des deutschen Reichs, sind in „Nürnberg zusammengekommen, um uns einen neuen „Kaiser zu erwählen. Wir richten unsere Augen auf dich, „als dem, der solcher Ehre am allerwürdigsten erscheint, der „zwar ein Jüngling ist an Jahren, aber ein Greis an Ein„sicht und Erfahrung, den die Natur mit den edelsten Gaben „ausgestattet hat, der der edelste Sprosse jener erhabenen „Kaiser ist, die weder Schätze noch ihr Leben schonten, das „Reich zu mehren, und die Unterthanen zu beglücken. Wir „bitten dich, aus deinem Erbreich dich zu erheben, und zu „uns nach Deutschland zu kommen, und die Krone dieses „Reichs gegen die Feinde deines Hauses zu behaupten."

Friederich, der Bevormundung überdrüssig, nicht der des Papstes, der es von seiner Person aus redlich mit ihm meinte, sondern der Herren, die ihm vom Papste bestellt waren, und die nur auf ihre und nicht auf seine Vortheile bedacht waren, und welcher in Folge der sehr gelehrten Bildung, die er empfing, bereits weiter sah, als seinen Geheimeräthen und Sachwaltern lieb war, wußte wohl, was er hierauf zu bescheiden hatte. Doch wollte er nicht ohne ihren Beirath handeln, und hieß sie ihr Gutachten stellen. — Aus demselben ersah er, daß sie diesem Antrage durchaus zuwider, und daß sie ihn mit allen ihnen zu Gebot stehenden Gründen von der Annahme der deutschen Kaiserwürde abzuschrecken bemüht sind. Auch seine Gemahlin bat ihn mit Thränen und mit Hinweisung auf das Schicksal Philipps, sich nicht darauf einzulassen.

Nichts destoweniger gönnte er einer Gegenrede der Deputation das Wort — die dann auch ihres Zweckes nicht verfehlte, eine Beschuldigung, Verdächtigung und irrige Deutung der deutschen Verhältnisse nach der andern zu widerlegen und das Recht auseinander zu setzen, das die Deutschen an den jungen König von Sicilien haben, und wie er sich selbst und der Ehre seines Hauses schuldig sei, das Reich, das seine Ahnherren so hoch erhoben haben, zu erhalten und zu mehren. Seine Gemahlin schweigte der junge Herr selbst mit der Bemerkung: „Was er einmal, wenn er jetzt zu Hause bliebe, und das Reich, „das er jetzt im Stand erhalten könnte, seinem Zerfalle über„lassen würde, dem Sohne auf die Frage antworten solle: wer „des alten Kaiserhauses Größe verscherzt und preisgegeben „habe?" —

Kurz, der Entschluß war fertig: nach Deutschland zu ziehen, die Regentschaft der Königin zu übergeben, seinen Sohn aber, den jungen Heinrich auf einen gewissen möglichen Fall jetzt schon als Thronerben krönen zu lassen

Am Palmsonntage 1212, 18 Jahre alt, segelte er von Pa-

lermo. In Rom wurde er vom Papste und von den Römern ehrenvoll empfangen. Von Rom aus aber durfte er nicht den geraden Weg nach Deutschland nehmen; denn diesen hatte ihm Otto verlegt, welcher um jeden Preis die Ankunft Friedrichs in Deutschland verhindern wollte. Auf ungebahnten Wegen, über Stock und Stein, über die höchsten Berge mußte er seinen Weg nehmen, um die Kundschafter Ottos zu hintergehen. Der kriegerisch gesinnte Abt von St. Gallen, Ulrich VI. kam ihm freundlich mit Kriegsvolk entgegen und geleitete ihn bis nach Constanz. Drei Stunden später daselbst angekommen, wäre diese Stadt in Otto's Händen gewesen, und die Kaiserplane für Friedrich wären gescheitert. So nun mußte hier Otto, der die Thore von Constanz verschlossen fand, mit einer Nase abziehen.

Hierauf, wie eine Schneelawine, vergrößerte sich der Anhang Friedrichs den Rhein hinab. Baiern wurde genommen, Schwaben wurde sein — und Elsaß erobert. Er nahm zu, — Otto ab — in der Gunst bei Jedermann, und letzterer beging noch in seiner ohnehin kritischen Lage den unbesonnenen Streich, mit dem Könige von England in ein Bündniß zu treten gegen den König der Franzosen. Der Kaiser wurde mit seinem Verbündeten total in einer Schlacht geschlagen und Otto, welcher früher edelmüthig die Kaiserkrone in Philipps Hände niederlegte, war jetzt mit Schmach gezwungen, sie abzutreten.

Wunderbar hatte nun Friederich über alle Hindernisse in kurzer Zeit gesiegt, und stund erst in dem Alter von 21 Jahren, als er unbestrittener Herr war in allen seinen Reichen. Zum Danke dafür gegen Gott gelobte er einen Kreuzzug, ein Gelübde, womit er sich ein schweres Kreuz auflegte und eine Ruthe auf den Rücken band, ein Gelübde, wie ihn gewiß noch keines gereute.

Bevor wir aber zur traurigen Geschichte seiner Regie-

rung übergehen, wollen wir uns zuvor weiden und ergötzen an dem Glanze derselben, den sein reicher Geist geschaffen hat. Darüber theilt uns Herr v. Raumer ausführliche Schilderungen mit. Der Hausfreund gibt sie euch in einem Auszug, wie folgt:

Kaiser Friedrich II. ging von der Ueberzeugung aus, daß dem Unfug seiner Zeit, den Fehden, der Willkühr in der Rechtspflege, im Gehorsam gegen die Obrigkeit, der Unordnung in den Verhältnissen des bürgerlichen Lebens nur durch Gesetze abgeholfen werden könne. Daher war sein erstes Augenmerk darauf gerichtet, in seinem Reiche, vorerst in seinem Erbreiche Sicilien und Neapel, Gesetze einzuführen, welche die bisherigen Uebelstände abthun und seine Unterthanen glücklich machen sollen. Auch begehrte er wahre Religiosität und nicht blos Ceremoniendienst gangbar und heimisch zu machen. Und so fuhr er damit in Deutschland fort. Was er Gutes in der bisherigen Gesetzgebung vorfand, behielt er bei, und was noch mangelte, ordnete er an.

Ferner war ihm an der Bildung seiner Völker sehr gelegen. Er verbesserte das Schulwesen, und trug namentlich zur Hebung der Universitäten Vieles bei, weil er selbst eine für seine Zeit überaus gelehrte Bildung hatte. In Neapel errichtete er eine neue Hochschule für sein ganzes Reich und befestigte sie durch die Anstellung der berühmtesten Lehrer in allen Fächern, und ordnete sie auf's Genaueste. Auch in Salerno sorgte er für das Fortbestehen einer Arzt-Schule.

Durch des Kaisers Sorgfalt entstanden in Capua und Neapel die ersten Kunstsammlungen, z. B. Bildsäulen und a. m., was er theils erkaufte, theils aufgefunden, oder im Kriege erobert hat, und wo er Alterthümer zu entdecken hoffte, ließ er nachgraben. Auch die Malerei, Münzen, und was die Gold- und Waffen-Schmiede hervorzubringen vermochten, wurde von ihm durch Aufmunterung gefördert. Besonders aber war er der Baukunst hold, und die sogenannte gothische Bauart,

dergleichen wir an dem Münster in Ulm sehen, hat er aus Vorliebe gepflegt. Er verband das Schöne mit dem Nützlichen in seinen Bauten, was ihm die Leute mit Dank nachahmten. Was er der Musik zu lieb gethan hat, davon weiß man weiter nichts, als daß er gute Sänger in seiner Capelle anstellte und die römische Sangweise einführte. Friederich war zu seiner Zeit der Mittelpunkt von Allem, von dem gleichwie von einer Sonne alles ausstrahlte, was zur Verbesserung und zur Verschönerung des Vorhandenen diente. Er selbst war ein schöner Mann, gewandt in allen körperlichen Uebungen und in allen mechanischen Künsten geschickt; ernst und heiter, von geistreichem Gemüthe. Die Heiterkeit nahm ab, was sich aus seinen spätern Erlebnissen wohl erklären läßt. Seine größten Feinde sagen: er war ein kühner, tapferer, edelgesinnter Mann, freigebig, kenntnißreich; er verstand griechisch, lateinisch, italienisch, deutsch, französisch und arabisch. Er war streng ob den Beamten wie Unterthanen, und Jedermann hatte Zutritt zu ihm. Er war kein Christ, wie ihn der Papst verlangte, und nur die Feindseligkeiten der Päpste waren's, die ihn zum Protestanten machten, er war aber Christ im höheren Sinne des Worts, weit entfernt von Unglauben, im Gegentheile dem katholischen Bekenntnisse näher als dem evangelischen, denn er ließ Todtenmessen halten für seine Vorfahren, stiftete Schenkungen an Kirchen und Klöster, und glaubte noch an Wunder der nachapostolischen Zeit. Er hielt auch Sterndeuter, jedoch nicht im Glauben daran, sondern weil er sie zum Studium der Sternkunde erhalten wollte. Friederich studirte die Naturgeschichte, z. B. der Vögel, der Pferde, und benützte dazu seine Bekanntschaften mit den morgenländischen Herren, welche ihm fremde Thiere zuschickten, und die er in eigenen Gärten und Häusern unterhielt, z. B. Kameele, Leoparden, Tiger, Löwen, Giraffen u. s. w. und seine Wiss- und Lern-Begierde trieb ihn zu allerlei Untersuchungen, die seine unwissenden Zeitgenossen zu Vorwürfen reizten. Er war

der König von welchem unser unsterblicher Dichter Schiller die Begebenheit des „Tauchers“ erzählt, der dem Könige berichten sollte, was er auf dem Meeresgrund gesehen habe; — er versuchte es und — weil er beim ersten Versuche nicht bis zum Grunde gelangen konnte, — zum andernmale, und kam nicht wieder zum Vorschein. — Nah verwandt mit diesen Studien war eine Liebhaberei zur Jagd, die er aber in einer nobleren Weise liebte, als es gewöhnlich ist. Thiergärten und ausgemauerte Fischteiche legte er an. Falken und gezähmte Leoparden folgten ihm mit gehörigem Jägertroß und dienten ihm. Die Leoparden saßen hinter dem Jäger auf dem Pferde und sprangen auf ein gegebenes Zeichen auf den Fang hinab; und den Falken, die auf den Armen und Schultern saßen, zog man das Käpplein ab und ihnen brauchte man nicht zu winken, was sie fangen sollten. Der Kaiser kannte sie alle beim Namen und frug nach ihnen aus der Ferne. — Seinen Tisch wußte er zwar auch aufs Beste zu bestellen, — aber er lebte sehr mäßig.

Er besaß die schönsten und reichsten Paläste der Welt in Palermo, Neapel, Messina u. a. andern Orten. Sein schöner Geist entfaltete hier seine Schwingen. An seinem Hofe entwickelte und bildete sich der Geschmack alles Nobeln und Schönen. Er war die Schule des feinsten Ritterwesens. Das Deutsche wußte er mit dem Morgenländischen bestens zu vereinigen, und allerlei Seltenheiten konnte man hier sehen. — Ein Sultan von Aegypten schenkte dem Kaiser ein Zelt von wunderbarer Arbeit. Sonne und Mond gingen darin auf und unter und die Stunden des Tags und der Nacht zeigten sie an, ein Kunstwerk, das ohne die Kreuzzüge nicht bekannt geworden wäre; denn die Araber übertrafen zu einer gewissen Zeit die Europäer in der Kunst und Wissenschaft. — Die Ueberbringer dieses Geschenkes verwunderten sich aber auch nicht weniger über die Pracht des kaiserlichen Hofs. Die Thiere ihres Landes streiften in den Thiergärten umher und eine

Schaar Mohren zog prächtig gekleidet vorüber, blies auf silbernen Trompeten und andern Instrumenten mit großer Fertigkeit. Junge Männer redeten mit ihnen in ihrer Landessprache und Sarazenische Tänzer und Tänzerinnen führten ihre gewandtesten Tänze auf. Auf glattem Boden schaukelten zwei Tänzerinnen auf rollenden Kugeln, und schlugen dabei zu fröhlichem Gesange die Pauken, verschlangen die Arme in allerlei Stellung, so daß sich die Herren vom Morgenlande über die Maaßen verwunderten. —

Zutritt hatte in seinem Hofe wer sich auf irgend eine Kunst und Witz verstand: Taschenspieler, Springer, Spaßmacher und Sänger und andere lustigen Leute; — aber, was sich von selbst versteht, Gelehrte, kunstreiche Männer und Dichter waren bei ihm zu Hause und fanden bei dem Kaiser freudige Aufnahme. Scherz und Ernst waren bei ihm jederzeit willkommen. Unter seinem Vorsitze wurden ihre Werke geprüft und die Sänger mit Kränzen belohnt. Die herrlichsten Frauen seines Reichs, an Geist und Schönheit reich, versammelten sich an seinem Hofe und musterten das Schöne wie das Künstliche und Geistige. — Friederich war's, der die Sprache Italiens verfeinerte. — Neben seinem Interesse für das Höchste und Schönste der Welt vergaß er nicht die Sorge für das Niedrigste. Er konnte in einer Stunde von einem Lager aus, das er seinem Feinde gegenüber geschlagen hatte, einen wichtigen Befehl in Reichsangelegenheiten ergehen lassen, und — nach seinen Fohlen, Falken und der Mastung eines Hausthiers fragen. —

Ein solcher kluger Kopf war er! Seinesgleichen sucht man noch lange Zeit nach ihm vergebens. Man sollte nicht glauben, daß es möglich wäre, daß ein solcher Mann mit feindseligem Geschicke zu kämpfen gehabt habe, wie er es erfahren mußte. Aber warum? Er war seiner Zeit vorangeeilt. Die neben ihm die Ruder der Weltangelegenheiten führten, hatten für die Richtung, die er eingeschlagen hatte, keinen Sinn. Ihnen war

nicht an der Aufklärung und Veredelung des Geistes und Herzens gelegen, sondern an der Verdummung ihrer Zeitgenossen, weil die meisten Großen und Vornehmen dieser Zeit in diesem Dunkel ihre wüsten und gemeinen Practiken unangefochten treiben konnten. Es war zwar auch nicht alles Gold, was an Herrn Friederich und an seinem Hofe glänzte; doch überragte er an Edelsinn und guten Sitten — wenn auch nicht fleckenlos — jedenfalls doch bei weitem die Großen seiner Zeit in der Kirche sowohl wie anderwärts.

Wie man dem Kaiser Friederich II. in seine Freuden Wermuth streute, und das Leben ihm verbitterte, ist jetzt die leidige Aufgabe der weitern Erzählung von ihm, womit es der Hausfreund so kurz als möglich machen will, weil Niemand eine Freude daran haben kann, das Gemeine, wenn auch nur scheinbar und auf kurze Zeiten über das Wahre, Gute und Schöne obsiegen zu sehen.

Ungeachtet der Kaiser Friederich II. es zu einem seiner ersten Geschäfte machte, den Geistlichen seines Reichs große Vortheile und eine völlig freie Gerichtsbarkeit zu überlassen, wurden sie dennoch größerentheils seine Feinde. Mit Undank lohnte nicht nur die Welt, sondern auch die Kirche. Einem Rathe des Papstes hätte der Kaiser folgen sollen, und er würde damit viel Unheil von seinem Haupte und seinem Reiche abgewendet haben, wenn er seinem Sohne Heinrich das Königreich Italien abgesondert vom übrigen Italien und Deutschland überlassen haben würde. Aber ein römisches Reich aufzurichten und mit diesem Deutschland zu verbinden, war eine Lieblings-Idee des Kaisers. — Nachdem sein Sohn zum römischen König gekrönt war, wurde auch der Kaiser gegen das erneuerte Versprechen eines Kreuzzugs zu Rom gekrönt. Der Italiener Lieblings-Idee war es nicht, — und ist es heute noch nicht, — mit Deutschland unter einem Hut zu stecken. Dieß gaben sie den Kaisern vor und nach ihm, und ihm

selbst in aller Art und Weise zu verstehen. Nach seinen Verrichtungen zu Rom begab er sich in sein Erbkönigreich wieder, wo die Mäuse seine Erbgüter benagt hatten — und er verjagte sie. —

Wegen des Kreuzzugs ließ man von nun an dem Kaiser keine Ruhe mehr. Man mochte merken, daß es ihm nicht sehr damit pressire. Als aber vollends die Nachricht ins Land kam, daß die Christen einen sehr vortheilhaften Platz im Morgenlande verloren haben: so folgten jetzt nicht nur Anmahnungen sondern auch Drohungen. Weil jedoch der zum Wittwer gewordene Kaiser eine Tochter des Königs von Jerusalem heirathete, so beruhigte sich der Papst und überließ es dem Schwiegervater des Kaisers, wenn es Noth thue, vor der Thüre des Tochtermanns Allarm zu schlagen. Leider! aber starb der Papst Honorius III., der sich wegen der Kreuzzüge schweigen ließ; denn sein Nachfolger erneuerte das alte Lied im verstärkten Tone im Jahre 1227 und er mußte endlich Schritte thun. Eine große Armee versammelte sich zu Neapel zu einem solchen Zuge, — man hatte ja das Kreuz Christi am Himmel gesehen. Demungeachtet aber hatte der Himmel abermals kein Wohlgefallen an diesem Vorhaben; denn er schickte die Pest unter das Kreuzheer, bevor es auszog und rieb es großen Theils auf. Doch ging der Kaiser mit etlichen Fürsten zu Schiff, und wollte so der Pest entgehen. Kaum jedoch abgefahren, kehrte er wieder um, weil einer der Herren an der Pest gestorben war, und er selbst, der Kaiser, glaubte, etwas davon an sich zu spüren; und seinem Schiffe folgten die andern. Der Papst jedoch wollte nur eine List in dieser Geschichte riechen, und ohne weitere Untersuchung that er den Kaiser in den Bann. Um dem Papste seine Unschuld zu beweisen, gieng der Kaiser schon 1228 wieder zu Schiff, und kam glücklich nach Palästina. Der Kaiser hätte gewiß in diesem Feldzuge nichts Geringes ausgerichtet, wenn ihm nicht der Papst in seinem fanatischen Unverstand den Bann

bis nach Palästina nachgeschleudert und ihm dadurch den Arm gelähmt hätte; — ja er zettelte sogar in des Kaisers Erblanden und in Italien allerlei schlechte Händel an. Auf diese Nachrichten beeilte sich der Kaiser, Frieden zu schließen, ohne einen Schwertstreich zu thun, und gewann damit Jerusalem, Bethlehem und Nazareth, also die Orte, an welchen vorgeblich der Christenheit am meisten gelegen war. Weil es aber keinen Bischof in der Nähe gab, der es wagte, dem gebannten Kaiser die Krone von Jerusalem aufzusetzen, so nahm er die Krone vom Altare und setzte sie sich selbst auf. Darauf kehrte er eiligst nach Italien zurück und brachte in kurzer Zeit alles wieder in Ordnung, was ihm der Papst verdorben hatte. Die schlechten Händel, die dieser hinter des Kaisers Rücken stiftete, bestanden darin, daß er den Sohn wider seinen Vater, den Schwiegervater wider den Tochtermann aufwiegelte, und Lügen aller Art über ihn aussagte.

Der aufgeklärte Kaiser sah weder an der bewaffneten noch unbewaffneten Pilgerfahrt zum hl. Grabe — weder für die Seele noch den Leib Gewinn; und in dem Treiben der Päpste und andern Herren meistens nur die schändliche Nebenabsicht, sich lästige und verhaßte Leute unter einem guten Schein und Vorwand vom Halse zu schaffen. Der wirkliche Nutzen davon aber konnte dem klugen Kaiser nicht entgehen, nämlich der der Bekanntschaft mit Land und Leuten eines andern Welttheils, welcher über Erwarten reich erfunden ward an Gaben des Geistes sowohl als der Natur. Sein Kreuzzug war in seinen Augen von dem besten Erfolge, ohne einen Tropfen Bluts zu vergießen, gekrönt. Die Orte, für welche die Christenheit schwärmte, waren mit einem Federstriche und noch eine Krone dazu gewonnen. Vor dem Ruhme seines Geistes und seiner Waffen beugten sich die Sarazenen, die Schätze ihrer Wissenschaft und Kunst nahm er mit sich, und sie schlossen freudig Frieden mit einem Fürsten, der in Jedermann den Menschen

ehrte und liebte, und der von jedem Vernünftigen geliebt und geachtet werden konnte und mußte.

Wegen der Kreuzzüge ließ man ihm jetzt eine Weile Ruhe; aber in andern Dingen nicht. Sein Sohn Heinrich beging Absaloms-Streiche in Italien und in Deutschland. Friederich verfuhr mit ihm, wie ihm gebührte. Er blieb zwar nicht mit den Haaren an einem Baume hängen, wie jener, — aber der Kaiser faßte ihn bei den Haaren, warf ihn ins Gefängniß, wo er starb.

Der Kaiser hatte von nun an immer hin und her zu reisen zwischen Italien und Deutschland. Zwei Parteien schlugen sich miteinander: die Gibellinen und Guelfen oder Welfen genannt. Die erstern waren Anhänger der Hohenstaufen, deren Ursprung etliche Schriftsteller nach Waiblingen verlegen, wo sie den Herrn Barbarossa geboren werden lassen wollen; — zu den Guelfen zählt man die Anhänger des Papstes, die es sich mehr und mehr in den Kopf setzten, das schwäbische Kaiserhaus zu vertilgen. Zuerst in Italien trieb er mit 1000 Reitern seine Feinde vor sich her. Darauf zog er schleunigst nach Deutschland, um den rebellischen Herzog von Oestreich zu züchtigen, und seinen Sohn Conrad zum römischen König wählen und — 1237 — zu Speyer krönen zu lassen. In einem Nu war er wieder in Italien, schlug die Mailänder so, daß ihrer 10,000 auf dem Platz blieben, und sie den erbetenen Frieden theuer bezahlen mußten. In Cremona hielt er prächtigen Einzug, wobei ein Elephant den mit der eroberten Hauptfahne verzierten Wagen zog. — Aber nicht immer blieb ihm das Kriegsglück treu.

Mit dem Papste gerieth der Kaiser wegen Sardinien in Verdruß, der einen Bannstrahl zur Folge hatte, scharf und feurig, wie noch keiner gegen einen Kaiser losgelassen wurde. Alle seine Unterthanen wurden ihres Eides gegen ihn entbunden, — denn er wurde ihnen als ein Ketzer ersten Ranges ge-

schildert, der sich in jeder Hinsicht gegen Gott und Menschen versündigt habe; und die Deutschen wurden geheißen, einen andern Kaiser zu wählen. Der Kaiser verantwortete sich standhaft und gründlich gegen alle diese Beschuldigungen des Papstes. König Ludwig von Frankreich, „der Heilige" genannt, erklärte den päpstlichen Gesandten, welche ihn gegen den Kaiser aufreizen wollten: „der Kaiser habe mehr Religion und Christenthum, als in Rom zu finden sei", und geistliche und weltliche Herren entrüsteten sich über die Ungerechtigkeit des Papstes.

Nicht viele Umstände weiter machte jetzt der Kaiser. Er zog das Schwert und — Italien zu, und schlug die Lombarden und die Kreuz-Armee, einen auf den Aufruf des Papstes zusammengelaufener Haufen, der gegen den gebannten Kaiser einen Kreuzzug zu thun die Bestimmung hatte, — züchtigte stark die rebellischen Städte, und rasch auf den Kirchenstaat los. Der Papst gerieth in große Nöthen, veranstaltete öffentliche Gebete, Prozessionen, um Himmel und Hölle wider den Kaiser in Bewegung zu setzen, und berief eine Kirchenversammlung. Der Kaiser aber versperrte alle Wege den Bischöfen und nahm sie gefangen. Darüber grämte sich der Papst zu todt, deßgleichen seine Nachfolger, und 18 Monate hindurch war die Kirche ohne Oberhaupt, ohne einen Statthalter Christi. Damit eine Wahl zu Stande komme, mußte der Kaiser einige gefangene Cardinäle freigeben, — und für diese Gefälligkeit wurde gewählt — abermals ein Todfeind der Hohenstaufen, Innocenz IV.

Vergebens bemühte sich der Kaiser, mit ihm in ein friedliches Vernehmen zu kommen, und des Bannes los zu werden, obgleich er sich im Grunde wenig darum bekümmerte; aber die Wirkung desselben, die er zu seiner Zeit auf das Volk hatte, war ihm lästig. Der Papst suchte indessen der Gewalt des Kaisers, welcher den Kirchenstaat und Rom inne hatte, zu entkommen, und es gelang ihm 1244. Nach Lyon in Frank-

reich berief er 140 Bischöfe, welche den Kaiser aller Ketzerei und Laster in den Tag hinein beschuldigten und anklagten, und die keine Vertheidigung annahmen. Der Bann wurde erneuert, die Kardinäle löschten ihre Lichter aus und warfen sie zu Boden, und es ergieng eine abermalige Aufforderung an die Deutschen, einen andern Kaiser zu wählen. Der Kaiser machte sich nichts daraus, gewann neue Freunde, ließ sich, als man ihm die Entsetzung vom kaiserlichen Throne meldete, die Krone holen, und setzte sie sich selbst fest auf sein Haupt und schwur dazu, daß er sie sich trotz allen Päpsten, so lange er lebe nicht nehmen lasse. Und er hielt Wort. Wie ein gehetzter Löwe fuhr er umher und schlug mächtig darein. Mit Feuer und Schwert ging er seinen Feinden, den Rotten des Papstes, zu Leib. Die Mailänder schlug er wieder gewaltig. Päpstliche Vetter ließ er hängen und übte fürchterliches Vergeltungsrecht an der päpstlichen Partei aus, so daß selbst der Papst darob zu zittern anfieng. Innocenz schürte unausgesetzt in Deutschland, um einen andern Kaiser auf die Bahn zu bringen. Endlich kam einer zu Stande, den man zum Spott den „Pfaffenkönig" nannte. Dieser wollte nicht recht daran, aber um Geld, wobei allerlei frommer Vorwand angewendet wurde, willigte er endlich, aber ungerne, ein, und eine Armee verschaffte er ihm damit, daß er die Länder des Kaisers dafür auszutheilen versprach. Der Kaiser entkräftete dieses Verfahren größtentheils dadurch, daß er es klar den Fürsten und dem Volke auseinander setzte, wie alle feindseligen Vorkehrungen des Papstes aus einem persönlichen Hasse desselben hervorgegangen seien. Andererseits aber zog er sich damit viele Abneigung gegen ihn zu unter der Geistlichkeit, weil er ihr zumuthete, sich alles Reichthums, aller Macht und Pracht zu entkleiden, und zur Einfachheit der Apostel zurückzukehren. Dazu spürten die geistlichen Herren nicht viele Lust in sich, und deßwegen ebenso wenig, dem Kaiser an die Hände zu gehen, um ihn gegen die

Unbilden in Schutz zu nehmen, die ihm vom päpstlichen Stuhle angethan wurden, und er mußte mitunter mit Leid erfahren, wie der Spruch des Predigers Salomo, Cap. 7, 17. „sei nicht allzugerecht und nicht allzuweise, daß du nicht verderbest" von ihm unbeachtet blieb und versäumt wurde. Um deßwillen neigten sich Viele, die nicht gerne herausgaben und entwöhnten, was ihnen beliebte und behagte, auf die Seite des Papstes. Der Kaiser, welcher sonst eine gute Nase hatte, roch diese Lunte zu spät; suchte eine Sühne mit dem Papste, und zum Beweise, wie sehr ihm daran gelegen war, dem unseligen Streit ein Ende zu machen, that er aufs Neue das seinen Ueberzeug ngen und Ansichten widernatürliche, haarsträubende Gelübde eines Kreuzzugs, wenn er seinen Sohn Conrad zum römischen König krönen würde. Der Papst aber war durch und durch voll Haß gegen den Kaiser und sein Haus, glaubte in dem Sühnungsversuche des Kaisers nur das Wittern eines herannahenden Verderbens über ihn wahrzunehmen, dem er auszuweichen und vorzubeugen gesonnen seie, und gab seinen Vorschlägen und Gelübden kein Gehör; denn er war nicht von denen, die den Frieden suchten und ihm nachjagten; sondern, unter dem Vorwande, um keinen Preis mit dem Sohne Belials und mit dem Drachen in der Offenbarung Johannis, wie er den Kaiser nannte, gemeinsame Sache zu haben, was ihm als Statthalter Christi ganz und gar nicht zieme, folgte er seinem feindseligen Herzen, und wähnte darin eine Genugthuung und Wollust für seinen Stolz und Rachedurst zu finden. Er hatte sich einmal in diese Richtung seines Gemüths verrannt, und glaubte nimmer anders verfahren zu dürfen, ohne seiner vermeintlichen Ehre und dem Respect zu vergeben, der seinem Stuhle gebühre. So sehr kann der Mensch sich vom rechten Wege verlaufen, daß er mit sehenden Augen Sünde auf Sünde häuft, und wegen eines nichtswürdigen Nebenzwecks die Hauptsache vergißt und versäumt.

Der Kaiser blieb jetzt in Italien, um den Papst und seine Partei im Banne zu halten; durch seinen Sohn Conrad bekriegte er in Deutschland den Pfaffenkönig, der unter andern auch Reutlingen anlief, belagerte, aber unverrichteter Dinge wieder abziehen mußte; denn der Kaiser hatte es mit guten Mauern versehen und mit festen Thürmen. Bei Ulm aber wurde er von Conrad total geschlagen, verwundet, so daß er starb, und die päpstliche Noth- und Hülfs-Casse fiel, 1247, in des Siegers Hände. Der Papst wollte eiligst einen neuen Kaiser haben. Von den deutschen Herren aber nahm keiner diese Ehre an, so daß man zu einem Holländer die Zuflucht nehmen mußte. Eine Kreuzarme stellte sich nebst Geld unter das Commando des holländischen Oberherrn — und zu dessen Verfügung. Von dem Gelde kam abermals an Conrad ein großer Theil, und den Holländerkaiser jagte er ein wenig über die Gränze.

Um diese Zeit hatte der Kaiser mehrere Armeen auf den Beinen. Die Mongolen, einen asiatischen Volksstamm, gelüstete es, sich im Abendlande umzusehen. Diese heimzuschicken und zu vernichten, waren ein paar Kaiserheere nöthig. Abgerechnet einige Unfälle, welche dem Kaiser in Italien widerfuhren, worunter die fehlgeschlagene Belagerung von Bologna, wo sein Sohn Enzio in Gefangenschaft gerieth, und daß ihm eine Flotte von den Venetianern geschlagen wurde, und etlicher Crawalle ungeachtet, von selbstsüchtigen Reichsfürsten und Landschaften erregt, und trotz allen Verfolgungen des Papstes behielt die Oberhand in Italien und in Deutschland — der Kaiser Friederich II.

Weil um diese Zeit wieder üble Nachrichten aus Palästina kamen, so kehrte sich jetzt wider den Papst ein Widerwille in der Christenheit. Man beschuldigte ihn, er seie daran schuld, daß Palästina wieder in die Hände der Ungläubigen gekommen seie, weil er des Kaisers Anerbieten nicht angenommen, und

ihn vom Banne nicht losgesprochen habe. Dieser, sagte man, seie der einzige Mann, der hier helfen kann. — Ja, der König von Frankreich drohte ihm das Logis in Lyon aufzukünden, wofern er den Kaiser nicht vom Banne löse, und werde seinen Aufenthalt in Frankreich nicht mehr dulden.

Der Papst, durch diese Stimmung in der Christenheit und die Aufkündigung des französischen Quartiers in keine geringen Verlegenheiten versetzte, mochte sich allmählig überzeugen, daß wider den Kaiser im offenen Felde nichts mehr auszurichten seie. Man verfiel deßwegen auf die Vermuthung, weil man seinen Haß auf den Kaiser kannte, und weil es in Italien von jeher Leute gab, die den heimlichen Krieg auf Leben und Tod verstehen, daß ein auf das Leben des Kaisers angelegter Plan eine Anschickung des Papstes seie. Innocenz IV. wäre auch wirklich nicht zu gut dazu gewesen, um der Urheber und Stifter des bekannten Grundsatzes zu sein: „der Zweck heiligt die Mittel". Herr v. Raumer läßt die Gründe dafür als eine unerwiesene Sache, die nur Gott bekannt, dahin gestellt und berichtet schließlich: „daß der Kaiser schon seit Jahren, angegriffen von seiner unruhigen, verbitterten Regierung gekränkelt habe, und endlich an einem Ruhranfalle in den Armen seines geliebten Sohnes Manfred gestorben seie, in einem Alter von 56 Jahren, und im 30sten seiner Regierung als deutscher Kaiser, nicht gerechnet seine Regierungszeit als König von Sicilien.

Was können wir noch weiter dazu sagen als: Wehe dem Manne, der das Unglück hat, gescheidter und nobler zu sein als seine Zeit! Aber auch — wehe dem Jahrhundert, das ihn verkennt, sich an ihm vergeht und zu seinem Mörder wird! —

Waren schon die Verfolgungen, die Kaiser Friederich II. zu seinen Lebzeiten zu bekämpfen hatte, eine Geisel der Völker, in deren Mitte sie sich zutrugen; so wurden sie noch mehr gegeiselt nach seinem Tode. Gleichwie ein Leib, den die Seele verläßt,

in der Verwesung sich auflöst, so entsteht eine Auflösung aller Ordnung und Bande, wenn ein energischer Geist den Wirkungskreis verläßt, den er geschaffen und erhalten hat. Raste schon das Fieber in dem fanatisirten Volke, wo er noch da ist, und arbeitet der Auflösung entgegen; nur um so schneller geht es mit der Verwesung, wenn der Geist entwichen ist.

8. Dieser Zustand trat ein nach Kaiser Friederichs II. Tod in seinen sämmtlichen Staaten, und Conrad IV., sein Sohn, war nicht der Mann, und lebte viel zu kurz, um dem eingerissenen politischen und sittlichen Verderben widerstehen zu können. Der alte Feind der Hohenstaufen lebte noch, — Papst Innocenz IV. Er jubelte über den Tod Friederichs, und forderte Himmel und Erde zur Freude darüber auf. Nicht hurtig genug gieng es ihm mit der Bestätigung des zweiten Eindringlings in die Reihe der deutschen Kaiser, des Wilhelms v. Holland, zum deutschen Kaiser, und mit der Verbannung Conrads. Der Drache, sagte er, seie überwunden, und der gottlose Herodes seie todt. Sein Natterngezüchte, die Familie Friedrichs, solle man ja nicht aufkommen lassen, und Conrad alles nehmen, was er besitze; — jedermann soll gegen ihn zu Felde ziehen, und dem Kaiser Wilhelm anhängen. Ein Bischof, der diesen Befehlen als einer himmelschreienden Unbilligkeit widersprach, wurde abgesetzt. Diese den Papst entwürdigenden Aufforderungen fanden nicht den gehofften Anklang — eben deßwegen. Kaiser Conrad behielt seinen großen Anhang im Reiche, mußte jedoch viele seiner schwäbischen Erbgüter verkaufen, weil ihm an der Behauptung seines Erbkönigreichs viel gelegen war. Auf dem Hinweg schlug er die päpstliche Kreuzarmee, ließ Capua niederreißen, eroberte Neapel, und legte ihrem Stadtwappen, einem aus Stein gehauenen Pferde, Zügel an, — versteht ihr mich?! Auch züchtigte er die italienischen Städte, die es mit dem Papste hielten. Das war nicht klug. Mit Milde würde er sich gestärkt, und

seinen Feind, den Papst, geschwächt haben. Als dieser sah, daß er mit allen seinen Practiken für jetzt gegen Conrad nichts ausrichte, so legte er sich aufs Capituliren, und wollte auf Bedingungen mit ihm Frieden schließen, nämlich: Conrads Bruder, Heinrich, sollte eine Base des Papstes heirathen. Conrad lehnte diesen — seine Familie entehrenden — Frieden ab. Drauf gieng der Krieg des Papstes mit dem Kaiser von neuem an, und an heimlichen Nachstellungen auf das Leben des Kaisers fehlte es nicht, z. B. in Regensburg, wo man ihn auf Veranstalten des Bischofs von da im Schlafe überfallen und ermorden wollte. Dieser augenscheinlichen Lebensgefahr entgieng er nur durch die Treue eines Freundes, der sich in des Kaisers Bette legte, und sich für ihn ermorden ließ. Endlich versuchte auch der Papst das Königreich Sicilien andern Fürsten anzubieten. Er gieng mit dieser Krone, wie ein Krämer, an den Höfen hausiren, wo regierungsfähige Prinzen waren, und bot sie zuerst einem Richard von England an. Dieser aber stellte dem Papste unbehagliche Forderungen, z. B. die Herausgabe der Städte, die sich der Papst auf Hofrecht angeeignet hatte, Beistand mit Geld, Geiseln zur Wahrung des Vertrags. Als der päpstliche Unterhändler dazu den Kopf schüttelte, erwiderte Richard: das Anerbieten des Papstes komme ihm vor, als sagte jemand zu ihm „ich schenke dir den Mond; steig hinauf und hole dir ihn herunter". — Von des Königs Bruder hinweg wandte sich der Papst an des Königs Sohn, Edmund. Der Vater ließ sich in Unterhandlungen ein, auf deren Resultat wir später zu reden kommen werden. Von diesen erneuerten Planen des Papstes unterrichtet, begab sich der Kaiser wieder nach Italien, nachdem er Deutschland beruhigt hatte, das ihm größtentheils ergeben war, — (der Gegenkaiser galt soviel als Nichts im Lande) und hoffte, dem Papste endlich einen Frieden abzunöthigen. An Manfred, dem Halbbruder des Kaisers, hatte dieser zwar einen tüchtigen

Statthalter in Sicilien; aber auf weitere Hülfe von ihm konnte er nicht rechnen; weil er aller Hände voll zu thun hatte, aufrührerische Städte im Zaume zu halten; ja, er bedurfte vielmehr des Beistands des heranrückenden Kaisers. — Aber diesen ereilte der Tod auf diesem Zuge in einem Alter von 26—27 Jahren, den 21. Mai 1254. — Nach damaligem Brauch, wenn ein hochgestellter Herr, ein Fürst, schnell und in seiner besten Lebenszeit hinweg starb, in Italien, oder anderswo, so mußte er an Gift gestorben sein. Nach dem Benehmen des Papstes gegen das Haus Hohenstaufen zweifelte man auch gar nicht daran. Sei dem, wie ihm wolle, — denn man kam auf keinen grünen Zweig bei diesen Nachforschungen, — das traurigste in dieser Sache ist, daß das Reich abermals verwaist war. —

9. Manfred, des Kaisers Friederich Sohn, und Markgraf Berthold von Hohenburg, ein Vetter der verwittweten Kaiserin, versahen die Reichsverweserei Apuliens. Der letztere, welcher selbst fühlte, daß Manfred, ein geborner Sicilianer, besser sich zum Verweser dieses Reiches schicke, beliebter bei dem Volke, gewandter im Umgange mit demselben und bekannter mit den Umtrieben am römischen Hofe seie, als er, — trat seinen Antheil an der Reichsverweserei an Manfred ab, und das Volk schwur diesem, und dem Sohne des Kaisers Conrad-Conradin (zu deutsch: der kleine Conrad), dem Könige von Sicilien, die Unterthanen-Treue.

Diesem Schwur trat der Papst entgegen mit einem Bann, und schickte seine Reichsverwalter nach Apulien. Manfred hatte seine Gründe, mit dem Papste ein friedliches Vernehmen zu suchen und zu unterhalten, das aber nicht ganz ohne Nachtheil für die Rechte Conradins in Apulien zu Stande kam; denn der Papst behandelte dieses Land als ein kirchliches Lehen in dem Vertrage. Papst Innocenz IV. zog in die Hauptstadt Apuliens als ein Herrscher ein, und die Großen

des Reichs beugten sich vor ihm. Das wollte Herrn Manfred nicht behagen, und die Freundschaft mit dem Papste hatte jetzt ein Ende. — Manfred gerieth mit ihm in Krieg, in welchem die Kreuzarmee abermals geschlagen wurde. Ueber diese fatale Botschaft gerieth der Papst in solchen Jammer, daß er erkrankte, und am nämlichen Tage, vier Jahre nach Kaiser Friedrichs Tod — unter argen Gewissensbissen starb — den 13. Decbr. 1254. Er stund nun vor seinem Richter, vor dem Herrn aller Herren; Er wird das Blut von Tausenden von ihm fordern, die er seinem Hasse geopfert hat.

Der neue Papst, Alexander IV., erbte von seinem Vorgänger einen Krieg mit Manfred, den er, weil er nicht beschwichtigt werden konnte, ausfechten mußte. Er schloß daher mit dem Könige von England, mit welchem bereits sein Vorgänger zu unterhandeln angefangen hatte, zu Gunsten seines Sohnes Edmund einen Vertrag, wonach, wenn er Apulien erobern könne, er dieses Land gegen Leistung eines Lehneids empfangen solle. Die Vollführung dieses Vertrags aber wollte nicht zu Stande kommen aus allerlei verdrießlichen Ursachen. Der Kreuzarmee kam weder Geld noch Mannschaft von England zu Hülfe, und Manfred gewann in den Herzen und im Lande immer mehr Boden in Sicilien. Endlich sagten die Vornehmsten des Reichs zu ihm:

„Du bist unsers geliebten Königs und Kaisers Friedrichs Sohn; Du bist sein rechtmäßiger Erbe, und Du hast das Reich errettet vor fremder Gewalt und Willkühr, und hast Dich zum Fürsten auf ehrlichem, ritterlichem Weg emporgeschwungen. Wir können das Reich nicht länger wegen des sechsjährigen Conradins der fremden Herrschaft preisgeben; wir haben genug erfahren, was von dergleichen Zwischen-Regimenten zu profitiren ist; zudem geht das Gerede, Conradin sei gestorben; — Darum sei Du unser König!"

Dieser von geistlichen und weltlichen Herren an ihn gerichteten Bitte wollte und konnte Herr Manfred nicht widerstehen. Er beredete sich selbst, er sei der rechtmäßige Erbe, und ließ sich zu Palermo im Jahre 1258 zum König krönen.

Der neue König führte einen Hofstaat wie sein Vater. Sänger, Dichter, Tänzer und Musikanten sammelten sich daselbst, und die schönsten Frauen und Jungfrauen des Adels umgaben die schönste Frau, die Königin, die an den schönsten Mann ihrer Zeit in ihrem Gemahle getraut war. „Das Paradies ist wieder auf der Welt“ rief man damals in die Welt hinaus. Andere aber sagten, „es ist das Paradies des Teufels, denn es werde alles darin getrieben was nicht recht seie.“ Letzterem widersprach die Thätigkeit Manfreds in allen Angelegenheiten des Reichs, die Handhabung der Gerechtigkeit und strengen Rüge der Verfehlungen gegen Zucht, Ehrbarkeit und gute Sitte, — wenn er auch zuweilen um der Lustbarkeit willen etwas am Nägelein hängen ließ.

Obgleich Manfred so wenig, als sein Vater, sich um den Bann bekümmerte, was seine Person betraf, und in seinem fröhlichen Leben sich nicht stören ließ; so that er es seinem Lande zu gefallen, daß er sich in Unterhandlungen einließ mit dem neuen Papste Urban IV., in der Hoffnung, daß einmal einer auf diesem Stuhle zu finden sein werde, der mit sich reden lasse. Aber — der rechte war eben wieder nicht da. Die Unterhandlungen mußten abgebrochen werden.

Dagegen unterhandelte der Papst mit einem französischen Prinzen, Carl von Anjou, und dieser war ein Mann nach seinem Sinne, ehrgeizig und niederträchtig genug, um jeden Preis eine Königskrone zu erlangen. Als diese beiden Herren ihres Handels einig waren, den der König Ludwig, der Heilige, mit Abscheu verworfen hatte, so wurden die Anstalten zum Kriege gegen Manfred getroffen. Dieser, von diesen Munkeleien unterrichtet, molestirte den Papst dergestalt, daß

dieser geradezu in einer großen Versammlung Manfred und das ganze Geschlecht der Hohenstaufen des Throns entsetzte, und förmlich das Reich dem Carl von Anjou übertrug. — Manfred ließ sich dadurch nicht irren, sondern von allen Seiten überfiel er den Kirchenstaat, dessen Kreuzarmee auch mit innern Unruhen zu kämpfen hatte, und brachte den Papst in großes Gedränge. In dieser Verlegenheit, wo er einen sichern Ort für seine Person finden solle, erkrankte er und starb 1264.

Die Hoffnung Manfreds, nunmehr es mit einem billigeren Manne in dem Papste zu thun zu haben, wurde abermals zu Wasser. Der neue Papst Clemens IV., ein ehemaliger französischer Baron aus dem Lande Carls v. Anjou, glaubte, seiner bessern Gemüthsart zuwider, — denn er hegte Billigkeit und Friedensliebe in seinem Herzen — in seiner klemmen Lage besser zu thun, auf dem Wege seines Vorgängers fortzufahren. Carl von Anjou wußte, trotz der Sperre Manfreds nach Rom zu kommen; ein neuer Contract wurde wegen Apuliens geschlossen und Carl als sein König bestätigt.

Diese neue Freundschaft zwischen dem Papst und dem Pfaffenkönig von Anjou bereitete dem erstern unsägliche Verlegenheiten und Verdruß. Denn der neue König hatte weder Geld noch Mannschaft, um Land und Thron zu erobern. Die in Frankreich geworbene Armee bahnte sich endlich einen Weg zu ihrem König durch ganz Italien — durch Raub, Mord und Brand, und setzte dieses Handwerk in Rom selbst so lange fort, bis die Krönung anno 1266 vollzogen war, weil kein anderes Mittel übrig blieb, dieser Gäste los zu werden, denen man gerne noch Proviant mitgab auf den Weg, damit sie ihr Werk beginnen und beschleunigen können. Dem Papste, welcher ohnehin das Verfahren seiner Vorgänger gegen das Haus Hohenstaufen mißbilligte, war das Bündniß mit dem

schlechten Burschen von Anjou so entleidet, daß er gegen seine Vertrauten bereits von einem Versuche zur Aussühnung mit den Hohenstaufen sprach. Die Ereignisse aber wendeten sich unverhofft zu Gunsten Carls. Dieser hatte sich mit Hülfe des Verraths, den er unter Manfreds Heer anzuzetteln wußte, Vortheile über seine Stellungen verschafft, und wichtige Pässe errungen. Kurz darauf kam es zu einer Schlacht bei Benevent, wobei abermals Verrath den Sieg in die Hände Carls spielte, und Manfred, der sich verrathen sah, überlieferte sich freiwillig einem Heldentode.

Carl ließ nun seinem rachsüchtigen, blutgierigen Herzen freien Lauf, und die Stadt Benevent war die erste, welche ein Opfer seines Tigersinnes wurde, obgleich sie eine dem Papst ergebene Stadt war. Vergebens strafte ihn deßhalb der Papst; es glitt an seinem fühllosen Herzen ab. An der Familie Manfreds, die in seine Hände gerieth, handelte er schändlich. Gemahlin und Kinder warf er ins Gefängniß. Die erstere erlöste nach wenigen Jahren der Tod; die Söhne aber blieben noch Jahrzehende in drückender Gefangenschaft. In dieser Weise verfuhr er im ganzen Lande. An Franzosen und an Verräther Manfreds vergab er die Aemter, und das ganze Land erseufzte unter dieser Tyrannei. Das Jahr 1266 brachte ihm diesen Jammer.

Während sich Manfred in Italien und Sicilien gegen die Anmaßungen der Päpste in der ersten Zeit für seinen Neffen und in der letztern im eigenen Interesse um Apulien bis aufs Blut und bis in seinen Tod wehrte; gieng es in Deutschland keineswegs friedlicher zu. Vergeblich bemühten sich die Reichsverweser, die Könige Alphons und Richard von England, den Landesfrieden herzustellen, und verloren dabei alles Ansehen. Die Päpste hatten selbst Werg an der Kunkel, und war keiner mehr unter ihnen, der wohlmeinend, wie Innocenz III., ihnen Einigkeit angelegentlichst ans Herz gelegt hätte. Als die

Deutschen kein anderes Mittel zu finden wußten, um dem ober=herrenlosen Deutschland wieder ein Oberhaupt aus deutschem Geblüte zu geben, als daß sie ihr Augenmerk auf Conradin richteten; dann erst fiel es dem Papste Urban IV. ein, an Deutschland zu denken; und weil er just daran war, mit den Hohenstaufen aufzuräumen, so säumte er nicht, Deutschland zu verbieten:

„an Conradin nur zu denken, geschweige ihn zum „Kaiser zu wählen. Dieses Geschlecht hat die Tyrannei „aller andern Verfolger der Kirche weit überboten; es hat „die Kirche gegeißelt, verwundet und zerrissen. Die Bosheit „dieses Geschlechts vererbt sich vom Vater auf den Sohn. „Weder Kirchen, noch geistliche Güter, noch die Geistlichen „selbst entgiengen der Wuth dieser Drachen u. s. w.

„Er verbot, der Vormundschaft Conradins sich anzu=„nehmen, denn, obgleich er noch zarten Alters, sei er doch früh „reifer Bosheit. Wer sich mit ihm einlasse, den treffe der Bann „und Verlust aller Kirchenlehen, Wahlrechten, und aller Wahl=„fähigkeit bis ins 4te Glied.“ — In diesem Sinne ließ sich zur Verwunderung auch der billigdenkende Clemens IV. vernehmen, doch in den Tagen, wo Carl v. Anjou ihm noch nicht das Leben sauer machte.

Bei so bewandten Umständen ließ sich freilich! auch wenn sonst kein Hinderniß da gewesen wäre, für Conradin nichts machen — weder in Deutschland noch in Italien. Für den Landfrieden zu sorgen, war Niemand da. Die Leute mußten sich selbst helfen. Die Städte am Mittel= und Nieder=Rhein schloßen einen Bund miteinander; mehrere Herzoge thaten deßgleichen; und die Kaufleute und andere Reisenden ließen sich gerne für die Sicherheit einen Zoll gefallen, womit sie ihre Länder ohne Gefährde für Gut und Blut durchreisen konnten; und somit fuhr Carl v. Anjou, Herr seines Königreichs, in seinem tollen Regimente fort, und ästimirte weder

Welt noch Gott, noch dessen Statthalter, dessen Ermahnungen und Warnungen in den Wind geschlagen wurden.

Die vornehmsten der Sicilianer aber wendeten sich endlich in ihrer Noth heimlich an den letzten Sprößling des Hohenstaufen'schen Kaiserhauses. Wollte man in Deutschland aus Furcht vor den entsetzlichen Flüchen der Päpste nichts mehr für ihn wagen, so trieb jetzt die Apulier die Verzweiflung auf die weite und gefahrvolle Reise nach Deutschland, um Conradin aufzusuchen und ihn anzuflehen, daß er sich seines Erbkönigreichs annehmen soll. Sie fanden ihn bei seiner Mutter, der verwittweten Kaiserin, die aber wieder vermählt an den Grafen Mainhardt v. Gärz, und unter der erziehenden und bildenden Vormundschaft des Bischofs Eberhard v. Constanz. An den schönen Ufern des Bodensees wuchs der Knabe arglos heran — unter manchen lieblichen Erinnerungen an die Macht und Herrlichkeit seiner Ahnhern, und in der Hoffnung, der Erbe ihrer Reiche zu werden. Die Freuden und Hoffnungen seiner Kinder- und Jugendjahre theilte an seiner Seite ein anderer Fürstensohn, so unglücklich und hoffnungsvoll wie er selbst und gleichfalls ein später Enkel des Kaiser Heinrich IV. Friederich hieß er, ein Sohn des Markgrafen Herrmann von Baden. Als es mit der Macht König Richards auf die Neige gegangen war, wagte man der päpstlichen Verbote ungeachtet Versuche zur Erhebung Conradins auf den Thron seiner Väter, und man brachte wieder einen Theil Schwabens an Conradin. Das führte jedoch zu nichts. Als aber die Boten von Sicilien kamen und von Manfreds Tod und von der Grausamkeit Meldung brachten, womit Carl v. Anjou im Lande wüthe, und dieses Volk jetzt seine Augen auf Conradin richte, als den einigen Erretter; so ergrief ihn die Begeisterung für die ihm vom Himmel, wie er glaubte, gewordene Aufgabe, ein Erlöser von der Tyrannei auf dem Boden seiner Väter aufzutreten, und ein Paradies

wieder in Sicilien zu gründen und aufzurichten. Er verpfändete und verkaufte Alles, was er hatte, sah sich um Hülfe um auf deutschem und italienischem Boden, und sie ward ihm gegeben, verheißen und in Aussicht gestellt. Vergebens beschworen ihn seine Mutter und seine Freunde, von einem Unternehmen abzustehen, das mit unzähligen Gefahren für ihn und seine Reiche verknüpft sei, und lieber mit einem bescheidenen Theile in deutschen Landen sich zu begnügen. Gar rührend läßt einer unserer Lieblingsdichter, Uhland, einen Truchseß von Waldburg seine Abmahnung von dem gefährlichen Zuge in folgenden Worten aussprechen:

„So möcht' auch ich Dich mahnen, Conradin!
Daß Du, von diesem hochherzigen Gedanken
Belebt, nicht Deine Wiege gar vergessest.
O, denk an jenen Berg, der hoch und schlank
Sich aufschwingt, aller Schwaben-Berge schönster,
Und auf dem königlichen Gipfel kühn
Der Hohenstaufen alte Stammburg trägt!
Und weit umher, in milder Sonne Glanz
Ein grünend, fruchtbar Land, gewundne Thäler,
Von Strömen schimmernd, heerdenreiche Triften,
Jagdlustig Waldgebirg, und aus der Tiefe
Des nahen Klosters abendlich Geläut.
Dann fernhin in den Burgen, in den Städten
Gesegnetes Geschlecht, treufeste Männer,
Die Frauen aber sittig und verschämt,
Ja, wie uns Walter sang, den Engeln gleich.
O, Conradin! warum verläßest Du
Die Hoffnungen, die Dir in Deutschland sprossen?
Schon dreimal ward von Dir im Fürstenrathe
Gehandelt: Hohenstaufen lebt uns noch.
Nur Deine Jugend schien noch nicht erstarkt,
In stürmscher Zeit das Steuer zu ergreifen.
Du aber harrest nicht, und machst Dich auf,
Den Lockungen des fernen Landes folgend.

Gefahrvoll ist die Bahn, die Du beschreitest,
Und schwer, o schwer ist dieser Abschied mir.

Drauf läßt der Dichter Conradin erwiedern:

Du hast, o Freund! die Stammburg mir genannt:
Sie ist nicht mehr mein eigen; was auf mich,
Das Wenige, von unserem Stammgut kam,
Veräußert ist es und verpfändet,
Um die apulsche Heerfahrt zu bestreiten.
Die Plane meiner Väter sind mein einzig Erbstück.
In Apulien beginn ich meine Bahn.
Wo sie endet, liegt verhüllet in der Zukunft Schoos.
Du weißt, was uns das Lied gesungen: „König
Und Adler, nieder schwebend, taugen schlecht!"
Drum lebe wohl! vollführe dein Geschäft,
Und laß die Banner vorwärts fliegen!

Diesem Entschlusse stimmten seiner Mutter Bruder, Herzog von Bayern, und sein Stiefvater und noch viele Ritter bei, die dem letzten Sprossen des allverehrten Kaiserhauses zu seinem Erbkönigreich verhelfen wollten.

Im Jahre 1267 zog Conradin mit 10,000 Begleitern, nebst seinem Vetter Friederich von Baden, über die Alpen.

Die Ghibellinen Italiens jauchzten ihm entgegen. Der Papst und Carl von Anjou erschracken über Conradins Triumphzug. Aber der Verrath folgte ihm auch auf dem Fuße. Der erste, der ihn auf halbem Wege verließ, war sein Oheim, der Herzog von Bayern; bald darauf folgte ihm sein Stiefvater, und noch andere thaten deßgleichen aus Furcht, der Zug möchte ein schlimmes Ende nehmen. Seine Mannschaft schmolz von 10,000 auf 3000 herab. Conradin verzagte nicht darüber, und anderes ermuthigte ihn desto mehr. Aus der Unzufriedenheit des Papstes mit der Regierung des Carl von Anjou schöpfte er Hoffnung. Sie täuschte ihn. Der Papst hatte sich zu weit mit Carl eingelassen, und, seitdem dieser vollends der Hahn im Korbe war, konnte er schier nimmer anders, ohne seiner

päpstlichen Würde zu vergeben, so weh ihm auch die Ungerechtigkeit that, womit die Hohenstaufen verfolgt wurden. Er wähnte, auf dem betretenen Wege der grausamen Consequenz beharren, und aufs neue einen Bann los lassen zu müssen gegen den heranrückenden Conradin und seine Anhänger, und zu den Waffen rufen zu sollen. Demungeachtet schien sich das Glück für Conradin zu erklären. Von mehr als einer Seite her schien ihm eine Sonne zu winken und seinen dunkeln Weg zu erhellen. In Sicilien selbst erhob sich ein Aufstand zu seinen Gunsten. Carls Regiment war verhaßt. Sein Vetter, König von Aragonien, versprach ihm Hülfe, weil er mit Carl in Fehde war. Eine Rechtfertigungsschrift, von Conradin verfaßt, worin er das ihm von den Päpsten zugefügte Unrecht darlegte, wurde verbreitet, und blieb nicht ganz ohne Wirkung. Mehrere glückliche Gefechte öffneten ihm den Weg nach Rom. Während darüber die Guelfen verzagten, weissagte der Papst: „des Knaben Größe wird verschwinden wie ein Rauch; er ziehet gen Apulien wie ein Schaaf zur Schlachtbank". Aufs herrlichste wurde er zu Rom empfangen. Unterdessen erfochten die Ghibellinen auch einen Sieg auf der See, so daß Sicilien bereits für gewonnen angesehen werden konnte. Schleunigst brach Conradin auf diese Nachricht von Rom auf und zog auf einem andern Weg, als Carl vermuthete, seinem Ziele und den Gegenden zu, wo die ihm befreundeten Sarazenen ihn erwarteten, und wo er in eine Ebene gelangte, in welcher er seiner Reiterei sich bedienen konnte. Er drang bis Skurkola vor. Hier begegnete ihm Carl mit einem kleineren Heere als Conradins, der sich in einer vortheilhaften Stellung befand, und eine kluge Anordnung getroffen hatte. Die Schlacht begann und — wurde gewonnen; siegestrunken verlief sich Conradins Heer, theils Beute suchend, theils den Feind verfolgend, theils um sich in Speise und Trank gütlich zu thun und sich zu stärken. Diese

Auflösung benützte ein Hinterhalt des Carl v. Anjou, welcher plötzlich hervorbrach, Conradins Heer in seinem wehrlosen Zustande überfiel, und ihm den Sieg wieder aus den Händen riß.

Conradin und Friederich von Baden entflohen mit etlichen treuen Anhängern zum Meere in der Hoffnung, Sicilien zu erreichen und den Krieg gegen Carl von Neuem zu beginnen. Schon waren sie auf der See; als man sie wieder einholte, und sie dem Herrn von Astura, einem Frangipani überlieferte. Die Gefangenen trösteten sich, denn die Frangipani hatten von seinem Großvater viel Gutes empfangen. Dieser aber war ein Mann, der den Mantel nach dem Winde hieng. Während er lange in seiner niedrigen Seele abwog, von welcher Seite ihm ein größerer Gewinn kommen möchte, rückte ihm eine Schaar von Carls Heer auf den Leib, die erfahren hatte, daß er vornehme Gefangene in Händen habe, und ließ ihm die Wahl zwischen Lohn oder Tod, je nachdem er sich entschloß. Da waren natürlich die edeln Gefangenen verrathen und verkauft, — und gleich den gemeinsten Gefangenen wurden sie in die Hauptstadt Carls transportirt.

Was auf diesen Ausgang des Kriegs folgte, läßt sich denken. Carls Grausamkeit kannte keine Gränzen mehr. Städte wurden zerstört, und Bürger zu Hunderten aufs Gräßlichste gemordet. Vergeblich suchte der Papst diesen Greueln Einhalt zu thun.

Carl wollte den Schein retten, daß er nach Recht und Gerechtigkeit über Conradin richte, und ließ diesen Handel vor einen Gerichtshof bringen, vor welchem er als ein Frevler gegen die Kirche, Empörer und Hochverräther an seinem rechtmäßigen Könige angeklagt wurde und für des Todes schuldig erklärt wurde. — Die Richter erkannten die Richtigkeit dieser Anklage, wagten aber nicht, die Grausamkeit des Königs fürchtend, dieses auszusprechen. Endlich aber trat doch ein Edler, Guido, vor und erklärte mit fester Stimme:

„Conradin ist nicht gekommen als ein Räuber und Em-
„pörer, sondern im Glauben und Vertrauen auf sein gutes
„Recht. Sein angestammtes, väterliches Reich wollte er im
„offenen Kriege wieder erobern.

Durch diese kühne Rede ermuthigt sprachen auch die andern Richter, einen Feigen ausgenommen, Conradin und seine Gefährten frei. — Statt sich durch diesen Ausspruch beschwichtigen zu lassen, überließ sich Carl seiner blutdürstigen und rachesüchtigen Leidenschaft, kümmerte sich nichts mehr um Form und Recht, und sprach aus eigener Macht das Todesurtheil über die Gefangenen.

Zu Neapel, am Ufer des Meeres, errichtete man das Blutgerüste, und Carl schaute der Vollziehung seines Urtheils aus einem Fenster zu. Vorbereitet durch Gebet und Beichte, und nach Hinterlassung eines Testaments betraten Conradin und Friederich und Andere seiner Gefährten diese Stätte. Als ihnen von dem Einen jener Richter, welcher dem gerechten Ausspruche des Gerichtshofs nicht beistimmte, Robert von Bari, die bewußte Anklage und der darauf von Carl erfolgte Ausspruch und das Todesurtheil vorgelesen wurde, und darüber ein Gemurmel der Entrüstung über diese falschen Anklagen und das ungerechte Urtheil im Volke verlautete, trat der Tochtermann Carls, Graf Robert von Flandern, seines Zornes nimmer mächtig, hervor, und sprach zu ihm: „Wie darfst du, frecher, ungerechter Schurke einen so großen und herrlichen Ritter zum Tode verurtheilen?" und schlug ihn mit dem Schwerte so, daß er für todt hinweggetragen wurde. — Carl verbiß seinen Zorn, denn er sah, daß alle seine Ritter diese That billigten; aber das Todesurtheil blieb unverändert. Hierauf bat Conradin noch einmal ums Wort, das ihm gestattet wurde, und sprach gefaßt:

„Vor Gott bin ich des Todes schuldig, als Sün-
„der; — hier aber werde ich ungerecht gerichtet,

„denn — ist der des Todes schuldig, frage ich, der „seine und seiner Väter Rechte vertheidigt? — „Und wäre ich auch schuldig, warum auch die grau„sam verfolgen, die mir in Treue verblieben? —

Diese Worte rührten zwar, aber hatten keine That zur Folge. — Da warf Conradin vom Blutgerüste seinen Handschuh sammt Ring dem Ritter Truchseß von Waldburg zu, (demselben, in dessen Mund unser Uhland den schönen Zuspruch legte, in Deutschland zu bleiben) mit dem Auftrage, ihn dem Könige Peter von Aragonien als ein Zeichen zu bringen, daß er ihm alle Rechte auf Apulien und Sicilien übertrage. Der Truchseß ergriff den Handschuh, mit dem darin enthaltenen Ring und erfüllte den letzten Willen Conradins. Hierauf umarmte dieser seine Todesgenossen, besonders Friedrich von Baden, legte sein Oberkleid ab, und hob Arme und Augen gen Himmel:

„Jesus Christus, Herr aller Creaturen, König der Ehren! „Wenn dieser Kelch nicht vor mir vorübergehen solle, so be„fehl ich meinen Geist in deine Hände! O Mutter! welches „Leid bereit ich Dir!" Hierauf legte er sich nieder und empfieng den Todesstreich. — Friederich, als er dieses Haupt fallen sah, schrie laut auf, so daß ein allgemeines Weinen entstund. Auch sein Haupt fiel, — und das des Grafen Gerhard von Pisa. Sie starben den 29. October 1268. — Vergeblich hatte zuvor Graf Galvan von Lancia für sich und seine Söhne eine Lösung von 100,000 Unzen Goldes angeboten. Aber der Blutdurst überwog die Habsucht. Nach diesem mußten nach und nach in der ersten Folgezeit noch Tausend die Treue gegen Conradin mit ihrem Leben büßen. — Zu spät kam Conradins Mutter herbei um ihren Sohn zu lösen.

Unser Blut geräth in Wallung über diese Schandthaten Carls von Anjou. Sind sie aber ärger als die, welche **76 Jahre vorher** in derselben Stadt geschahen!? — Von wem?

Von Kaiser Heinrich VI., vom Urgroßvater Conradins. Was verleitete ihn dazu? Er trachtete, wie Carl, seine Herrschaft in diesem Lande zu befestigen, und wüthete, wie ein Tiger, gegen die Anhänger des vorigen Herrscherstamms. — Schreckliche Vergeltung! Furchtbare Erfüllung der Drohung, mit welcher der Herr aller Herren sein Volk und alle Völker der Erde donnernd bedräut: 5. B. Mos. 5, 9.

„Ich, der Herr, dein Gott, bin ein starker, eifriger Gott, „der über die, so mich hassen, (d. h. meine Gebote verachten „und übertreten) die Sünde der Väter heimsucht bis „ins **dritte** und **vierte** Glied. Aber denen, so mich „lieben, und mein Wort halten, thue ich wohl bis „ins tausendste Glied".

Carl wollte seinem Retter in der Schlacht bei Skurkola dankbar sein; — denn dieser gab ihm den Rath, sich mit einem Hinterhalt zu versehen, welcher Conradin den Sieg entrissen hat. Der Rathgeber aber verschmähte den Dank des grausamen Herrn, welcher solchen schändlichen Mißbrauch von dem unverdienten Siege machte. — Carl stiftete ein Kloster auf dem Schlachtfelde; es wurde von einem Erdbeben zerstört.

Man sagt, der Leichnam Conradins sei in die Familiengruft der Hohenstaufen nach Lorch gebracht worden. Gewiß ist, daß Jahrhunderte lang auf der Stelle des Blutgerüstes eine Säule von rothem Stein und eine Capelle darüber her gebaut vorhanden gewesen. Die neuere Zeit, welche so ungerne Belehrungen von der Vergangenheit annimmt, und am liebsten bei Wein und Bier verweilt, räumte diese Denkmale weg, und baute ein Wirthshaus (!!!) an ihre Stelle.

Das Verfahren Carls wurde von Papst Clemens IV. streng gerügt; denn er empfand es wohl, daß dem Vertrauen auf seine Kirche und ihrer Freiheit und Würde durch das Benehmen derselben gegen die Hohenstaufen ein empfindlicher Stoß widerfahren ist. Man thut ihm daher sehr unrecht, wenn

man ihm den bekannten Ausspruch: „Vita Conradini, mors Caroli, mors Conradini, vita Caroli", zu deutsch: bleibt Conradin bei Leben, so muß Carl sterben, und stirbt Conradin, so ist das Leben Carls gesichert, auf eine Anfrage Carls beim Papste, was er mit dem gefangenen Conradin anfangen solle, als Antwort darauf in den Mund legt, weil es mit des Papstes mildem, friedfertigem Sinne ganz nicht harmonieren würde. Aber nicht nur der Papst, sondern alle Fürsten Europa's tadelten es aufs schärfste, und belegten es mit Zorn und Verachtung. Den empörendsten Eindruck machte es auf Deutschland. Wo aber war hier Einigkeit, um diese Schmach zu rächen? Erfolglos blieben die schmerzlichsten Klagen der Mütter Conradins und Friederichs. Ja, es gab sogar Herren, welche rücksichtslos über die Hinterlassenschaft der Hohenstaufen herfielen und sie sich zueigneten.

Noch waren zwei Hohenstaufen-Sprossen am Leben. Der eine ist

11. Margaretha, Tochter des Kaiser Friederichs II., die Gemahlin des Markgrafen Albert v. Meissen. Sie lebte in einer unglücklichen Ehe mit ihm, welcher zuletzt wegen einer Kunigunde von Isenburg, die er neben ihr zur Frau hatte, ihr nach dem Leben stund. Sie mußte heimlich fliehen, nachdem sie einen schmerzlichen Abschied von ihren Söhnen, die noch Kinder waren, genommen, und einem derselben im Jammer ihrer Seele in die Wangen gebissen hatte, wovon er den Beinamen „Friederich mit der gebissenen Wange" behielt. Lange irrte sie heimathlos umher, bis sie endlich in Frankfurt a./O. eine Zufluchtsstätte fand und hier im Jahre 1270 starb.

12. Der andere ist der, seit dem Jahre 1249 zu Bologna gefangen gehaltene König Enzio, Kaiser Friedrichs II. Sohn. Ein geistreicher Mann vermochte er sich die Zeit angenehm zu vertreiben, trotz den rohen Unbilden, die ihm seine Gefangenschaft bereitete. Als er von Conradins Ende ver-

nahm, erwachten in ihm Gedanken, Wünsche, Hoffnungen, Plane zur Erlangung des Reichs seiner Väter. Nahe war es dabei, daß er — in einem Fasse verborgen — seinem Gefängnisse entkam. Aber entdeckt wurde die Flucht, und in einer nur um so strengeren Haft wurde er nachher gehalten. Dieses Mißlingen brach seinen Muth und sein Herz. Er starb zwei Jahre nachher, 1272, in einem Alter von 46 Jahren. — Die Bologneser, thaten sie es aus Hohn oder aus Reue über die harte Behandlung, die sie ihn während einer zweiundzwanzigjährigen Gefangenschaft fühlen ließen, erwiesen ihm bei seinem Begräbnisse königliche Ehren. Jedenfalls mußten sie, indem sie den letzten Hohenstaufen zu Grabe trugen, dem nun ausgestorbenen Geschlechte die Gerechtigkeit widerfahren lassen und zugestehen, daß es ein ehrenwerthes war, und vielleicht leitete sie der Gedanke, daß sie die, Conradin widerfahrene, unverdiente Schmach in einem ehrenvollen Begräbnisse Enzios vergüten, und in ihm das ganze Kaiserhaus nach Verdienst und Würden verabschieden wollten.

Die Verstockung Carls von Anjou blieb noch lange so groß, daß er dem Papste Gregor X., der sich, wie sein Vorgänger, oft veranlaßt sah, ihm seiner Wüthereien wegen Einrede zu thun, einmal antwortete: „ich weiß nicht was ein Tyrann ist; wohl aber, daß Gott, der meine Schritte geleitet hat, mir auch künftig beistehen wird.“ Sein Maaß aber füllte sich und der Krug zerbrach. Die Vergeltung trat ein im Jahre 1282. Am 30. März brach eine Verschwörung in Sicilien aus, die man die „Sicilianische Vesper“ nennt, und welche in einer Nacht allen Franzosen der Insel das Leben kostete. Das Land war nun in den Händen des Königs Peter von Aragonien, dessen Gemahlin Constantia eine Tochter Manfreds war. Das Testament Conradins war vollzogen. Vergebens trachtete Carl Sicilien wieder zu erobern, und verlor dabei seinen besten Feldherrn und seinen Sohn

Carl. Das Volk drang auf Vergeltung der von Carl von Anjou an Manfred und Conradin verübten Ungerechtigkeit. Frau Constantia aber sagte: Nein! vergeltet nicht Böses mit Bösem! und begnadigte den Sohn. Carl selbst jedoch, der vielleicht zum erstenmale in seinem Leben eine bessere Rührung empfand, fühlte Beschämung über diese edle Schonung und starb aus Verdruß, Trübsinn und Gewissensangst, den 7. Jan. 1285. Ein Jahr darauf mußte ein Sohn des Frangipani mit dem Leben büßen bei einem feindlichen Ueberfall von Astura, daß sein Vater zum Verräther an Conradin geworden ist.

So sind wir nun am Schlusse der Geschichte von Hohenstaufen angekommen, und Herr v. Raumer fügt die sehr beherzigungswerthe Schlußbemerkung hinzu:

„Kein einzelner Mensch, kein Geschlecht, kein Volk und „keine Zeit ist so unschuldig, daß sie ohne Sünde und „Irrthum erfunden würden; oder — so schuldig, daß sie „einer höhern Reinigung und Erlösung ganz unfähig wären. „Diese kann jedoch nur beginnen mit der Erkenntniß: daß „Ungerechtigkeit, Herrschsucht und Hochmuth die „Urquellen alles Uebels, — Gerechtigkeit, Demuth und „Liebe hingegen nicht blos die Wurzeln, sondern zugleich die Blüthen und Früchte an dem Baum des Lebens sind.“

Ohne Zweifel wurde diese Burg, so lange noch ein Hohenstaufe lebte, von Angehörigen des Hauses theils nicht nur je und je besucht als Stammburg und werth gehalten, sondern auch theilweise bewohnt, wie dieß von der Kaiserin Irene urkundlich erwiesen wird. Daß man sie daher auch in wohnlichem und vertheidigungsfähigem Zustande zu erhalten gesucht habe, ist glaublich.

Die Herrschaft Hohenstaufen, d. i. das zum Schlosse gehörige, weit sich ausdehnende Besitzthum ist zwar noch zu den Lebzeiten Kaiser Conrads und seines Sohnes Conradin großentheils an den Grafen Ulrich v. Württemberg, genannt „der Stifter" pfandweise übergegangen; die Burg selbst aber wurde erst, wie von andern behauptet wird, nach dem Tode Conradins, als Reichsburg pfandweise zuerst an die Grafen von Limpurg, und nach diesen an die Grafen von Rechberg abgegeben.

Eine schwere Zeit der Verwirrung und Rath- uud Rechtlosigkeit gieng über Deutschland hin, bis endlich nach 25 Jahren, wobei die drei letzten Jahre Kaiser Friederichs II. von den Geschichtsschreibern eingerechnet werden, weil binnen dieser Zeit das Reich von Parteien zerrissen und machtlosen Verwesern überlassen war, das deutsche Reich wieder ein Oberhaupt bekam in Rudolph von Habsburg, welcher das fünfte Kaiserhaus eröffnete, welches jetzt noch als östreichisches Kaiserhaus existirt. Nachdem dieser Herr in Deutschland wegen des Landfriedens aufgeräumt, und den Böhmen zur Ordnung gewiesen und viel Gutes gethan hatte, bevor er Abschied nahm von dieser Welt, besuchte er auch den Hohenstaufen, und verrichtete daselbst eines seiner Reichsgeschäfte. War nicht Kaiser Friederich II. sein Pathe? Warum sollte er nicht hier einkehren, wenn ihn der Weg nach Schwaben führte, und es die Zeit erlaubte?! Gerne ließ er sich hier an die Vergänglichkeit aller irdischen Größe mahnen, denn er selbst bereits ein betagter Herr war, und er verließ tief bewegt die Heimath dieses Heldengeschlechts. Bald darauf kränkelte er, und als ihm die Aerzte auf sein Befragen erklärten, daß seines Bleibens hienieden nimmer lange seie, so sagte er: „Auf, nach Speier! wo die Könige ruhen! und er ritt noch selbst dahin, und starb nach wenigen Tagen — 1290.

Ihm folgten seitdem im Leben und Sterben Albrecht I.

Heinrich v. Luxemburg, Ludwig der Bayer, Carl v. Mähren.

Der letztere übergab die Burg Hohenstaufen 1365 nebst der Achalm an die Herzoge von Oestreich und ein Graf Wilhelm v. Rechberg war östreichischer Vogt auf Hohenstaufen. Diese Herzoge verkauften sie wieder 1370 an die Brüder Hans und Wilhelm v. Rietheim um 12,000 ungarische Dukaten. Um den gleichen Preis erwarb sie sich von ihnen Graf Eberhard II. von Württemberg, der Greiner, der schon lange ein Auge auf sie hatte.

Seitdem giengen abermals unruhige Zeiten über den deutschen Boden unter den Kaisern Wenzel, Sigismund, welcher letztere gewissermaßen an den verheerenden Hussitenkriegen schuldig ist; Kaiser Albrecht II. kam an das Ruder und überläßt es nach wenigen Jahren schon an Kaiser Friederich III., nach dessen gelehrtem, aber eben deßwegen nicht sehr glücklichem Regiment der berühmte Kaiser Maximilian I. den deutschen Scepter in die kräftige Hand bekam. Auch diese stürmische Zeit wälzte ihre Wogen heran, sie stießen an das Haus, und es fiel nicht.

Aber unter Kaiser Carl V. brach in Schwaben der Bauernkrieg aus, welcher den Klöstern und Burgen den Tod schwur. Im Jahre 1525, just wo das Land Württemberg ohne seinen Herrn war, die Hohenstaufenburg nur eine Besatzung von 32 Invaliden hatte, der Commandant Georg Stauffer zufällig abwesend, und der Vicecommandant, ein Reuß von Reissenstein, das Herz nicht am rechten Flecke hatte, griff ein Haufen Limpurger Bauern bei Nacht und Nebel unter furchtbarem Geschrei die Burg an, und versetzte die Besatzung dergestalt in Schrecken, daß sie aller Vertheidigung vergaß, den Reißaus nahm, und die Burg wehrlos den Bauern übrließ. — Einesmals sah man in einer Frühlingsnacht dieses Jahres die ganze Umgegend des Hohenstaufen be-

leuchtet von den Flammen, die seine Burg verschlangen, und am Morgen darauf schauten traurig die Mauer-Reste derselben schwarz und düster, wie Schattengestalten der Unterwelt, in die Thäler der Rems und Fils hinab.

Sechszig Jahre nach diesem kläglichen Ereignisse besuchte und beschrieb uns der berühmte Professor Crusius die Beschaffenheit der damaligen Ruinenstätte, und fand noch Thürme, hohe Mauern, Gemächer der alten Burg, Hofräume, und ein Thor, zu welchem der Schultheiß des Orts die Schlüssel in Händen hatte.

Die Verheerungen des schmalkaldischen und des dreißigjährigen Kriegs giengen mit Schonung an diesen Trümmern vorüber, und auch Frau Herzogin Claudia, welche auf Hofrecht den Staufen an sich ziehen wollte, tastete diese altergrauen, in Feuer erprobten, ehrwürdigen Denkmale nicht an. Was aber die härtesten Geschicke der Welt nicht beleidigen und feindselig berühren mochten, das benagte die Selbstsucht. Wenn gleich dem rechtmäßigen Herrn zurückgegeben, verfielen diese Reste einer glorreichen Vorzeit dennoch dem Verrath des Eigennutzes, und sie mußten den erhabenen Kulm verlassen, um in den Niederungen des Thals sich zu mancherlei Zwecken verwenden zu lassen.

Jetzt hatte dieser Berg nichts mehr, was die gemeinen Interessen des Menschen anziehen konnte. Einem großartigen Grabhügel gleich, der eine grandiose Vorzeit deckt, erhob sich von da an der Hohenstaufen in seiner Heimath, und wehmüthig zieht man an seinem Fuße vorüber, und gedenkt mit Ernst seiner vergangenen Größe. — Die räuberischen Horden von jenseits des Rheins streiften in seinen Revieren; ihn konnten sie in nichts mehr berauben, und der Geist, der ihnen abwehren konnte, war entflohen. Die Donner des spanischen Erbfolgekriegs wiederhallten an Seinen kahlen Wänden, und Er

konnte nichts mehr darein reden. — Eine neue Königskrone glänzte in den deutschen Gauen, und bedeckte sich mit Ruhm in einem siebenjährigen Kriege, und der Hohenstaufen, was vermochte Er dazu zu sagen? — Nichts. — Aufs neue drohte ein Krieg zu entbrennen in deutschen Landen; auch in diesem Fürstenrathe fehlte Seine Stimme. Polen, dem Er mehr als einen König gab, mußte Er machtlos zerreißen lassen von dessen Nachbarn. Mit Wohlgefallen sah Er in Kaiser Joseph einen biedern Hohenstaufen-Geist erglühen — desto mehr aber zernagte Ihn der Gram über die Vergessenheit der alten Zeiten, in welchen die deutsche Nation die vornehmste Rolle spielte in der Europäischen Geschichte, wo sie den Völkern vorangieng in allem, was einen Weltruhm begründen konnte; und daß sie sich jetzt schon über ein Jahrhundert schier wehrlos, unmächtig hänseln, chikaniren und despotisiren läßt von den Franken, die zu Seiner Zeit sich tief vor Seinem Throne beugten, und die es nicht von ferne wagten, dem Rheine sich zu nähern. Zwar entledigten sie sich endlich mit vereinten Kräften dieses Dranges und wurden frei. Aber die Winde, die um Seinen Scheitel wehen, was anders sind sie, als Seufzer darüber, daß es so lange nicht dahin kommen will, daß Ein Geist und Sinn die Völker und Herren Deutschlands zu einem Ganzen unter Einem Oberhaupt vereinigt, und Deutschland nicht den Mittelpunct, das Herz der europäischen Politik, ja der ganzen Welt nicht werden lassen will, wozu es doch geographisch, physisch und moralisch geschaffen ist. Im 4. Jahrzehnt dieses Jahrhunderts rief man ihn zwar an, den Aar von Hohenstaufen, daß er wieder erwachen und sich an die Spitze Deutschlands stellen solle; und im fünften waren sie nahe daran, ein deutsches Kaiserreich wieder in der Geschichte Deutschlands einzuführen. Aber noch waren unlautere Elemente da, die eine innige Verschmelzung der Interessen nicht zuließen; ein wildes, unbändiges Begeisterungs-

feuer trat den Bemühungen der Redlichen im Lande in den Weg, und vereitelte den Rath der Weisen und Nüchternen, die im Wege des Friedens und der Gerechtigkeit gegen Jedermann das angestrebte Ziel erreichen wollten. Deßwegen wurde nicht nur nichts gebessert, sondern die Lage wurde noch dadurch verschlimmert, indem man die Folgen der Ueberhaspelung büßen mußte, womit man eine löbliche Idee ins Leben einzuführen trachtete, ohne daran nur von ferne zu denken, daß zu einem wahren freien Friedensreiche auch Glaubens-Einigkeit und Frieden mit Gott und mit sich selbst gehören. — Deßwegen, weil es allenthalben noch daran mangelt, hält es heute noch schwer, zu der gewünschten Freiheit und Einigkeit zu gelangen.

Unterdessen ließ man dem Berge nichts von seiner Krone, als ein ärmlich Mäuerlein von 6—7′ Länge und Höhe, und nachdem man ihn kahl geschoren hatte, kam endlich ein Rettungsbefehl von Oben: „daß man der Ruinen von historischer Bedeutung schonen solle“, — zu spät!

Nu! den Berg selbst sie mußten lassen stehen, und keinen Dank dazu haben! und noch lebt die Colonie am Berge und ihr altes Kirchlein, wovon der Hausfreund sprach in der Geschichte des Kaisers Friederich Barbarossa.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß die Erbauung der Burg auch die des Dorfes Staufen nach sich zog. Das wachsende Ansehen des Hauses vermehrte den Glanz seines Hofs, und auch die Colonie am Berge mußte größer werden, um dem Bedarf der Hofhaltung entsprechen zu können. Nicht nur Maurer, Zimmerleute und Landwirthe, sondern auch andere Gewerbe waren erforderlich. Um Leute anzulocken, wurde den Ansiedlern eine Bauholz-Gerechtigkeit angeboten, die sich nach und nach bis auf 60 Hofstätten ausdehnte. Es wurden Vieh- und Krämer-Märkte im Dorfe errichtet, um den Verkehr zu beleben. Die Märkte bestehen noch bis diesen Tag, die Holzgerechtigkeit wurde vor 30 Jahren abgelöst (circa 1830). Die Leibeigen-

schaft, welche auf diesen Wohlthaten beruht, hörte mit dem Anfange der Regierung König Wilhelms auf.

Der Pietät der damaligen Zeit ist es zuzutrauen, daß der Gründer der Colonie auch für ein Gotteshaus sorgte, das vermuthlich nur eine Capelle war, welche für die Anfangs kleine Gemeinde geräumig genug war. Diese Capelle errichtete man an einer für die Berg- und Dorfbewohner bequemen Stelle. Barbarossa besuchte sie nicht in ihrem jetzigen, sondern in ihrem zweiten erweiterten Umfange. Denn die Blüthezeit der Burg und Colonie war unter den Herzogen und ersten Kaisern aus diesem Hause. Da mußte bald für eine Gemeinde, welche zu 66 Hofstätten heranwuchs, das Gotteshaus erweitert werden, zumal, wenn es auch noch den Bewohnern der Burg Raum gewähren solle. Es fällt diese Erweiterung in die ersten Zeiten des gothischen oder deutschen Baustiels. Ein Thurm wurde gebaut, dessen Erdstock zum Chor diente, in welchem der Altar aufgestellt wurde. Das Schiff der Kirche wurde bis zu 40′ verlängert und zu 28′ erbreitert. Die nördliche Mauerwand blieb als Basis unverändert stehen. Gegen Süden stunden drei Spitzbogenfenster, und der Haupteingang war von der Westseite. Auf dieser Seite führte eine Treppe zur Emporkirche und dort befand sich das Thürlein, das ohne Zweifel schon der Capelle zum Eingang diente, und noch vorhanden ist unten an der Westseite der Kirche. Die oben angeschriebene Jahreszahl ist in einer spätern Zeit hineingemeiselt worden. Deßwegen kann mit Recht behauptet werden, diese Räume haben den weltberühmten Kaiser gesehen; und von der ehemaligen Capelle ist nichts mehr als die nördliche Wand vorhanden, in welcher das Epitaphium der sogenannten Kaiserthüre steht.

Die Gemeinde, deren Mitgliederzahl sich ungemein vermehrte, weil die Leibeigenschaft den Wegzug erschwerte, und weil mit der Zeit nach und nach zwanzig Filialien an die Benutzung dieser Kirche gewiesen wurden, konnte sich nicht mehr

mit den Räumen derselben begnügen, und es mußte zu einer abermaligen Erweiterung geschritten werden. Diese erfolgte um das Jahr 1720. Das Schiff der Kirche wurde um 20′ verlängert, der Thurm aber, weil er vom Blitz mehreremale getroffen wurde, um etliche und 20 Fuß verkürzt. Statt der Spitzbogenfenster wurden kleinere ordinäre eingesetzt, der Haupteingang an der südlichen Wand angebracht, und gegen Westen, unten das vorhin erwähnte Thürlein wieder eingesetzt, und zur Emporkirche eine neue Thüre im Rundbogenstile eingerichtet. Rings in der Kirche wurden Emporkirchen gebaut, deren Brüstungen mit Apostelbildern und andern Gemälden verziert wurden. Die Orgel verlegte man in die Thurmhalle und Altar und Taufstein stellte man im Schiff der Kirche auf.

In diese Zeit ungefähr fällt die Errichtung des Friederich-Barbarossa Denkmals in Folge der Anordnung, daß das Pförtlein der Kirche zugemauert wurde, zu welcher die Bewohner der Burg aus- und eingiengen. Damit das Andenken an die Bedeutung dieser Stelle nicht verloren gehe, veranstaltete der damalige Pfarrer Walz von Staufen das Gemälde, das einen Kaiser vorstellen sollte, und die bewußten Reimlein darüber. —

Dieses Bild aber, auf die Tünchwand gemalt, litt mit der Zeit Noth, so wie das ganze Gebäude aus folgender Ursache: weil die arme Gemeinde die Kosten scheute, die Kirche höher zu bauen, und doch auch einer Erweiterung in die Höhe benöthigt war, so verfiel man darauf, das Estrich zu erniedrigen um ein paar Schuh. Dadurch wurde das gegen den Grund gemauerte Fundament der nördlichen Mauer blosgestellt, und trotz Verputz drang bei jedem starken Regengusse und Thauwetter Wasser in die Kirche. Dadurch wurde die Luft in dieser Kirche sehr ungesund, und der Salpeter fraß sich auch in das Gemälde hinein. Vergebens war im Jahre 1814 Pfarrer Ammermüller bemüht, mittelst einer Renovation des Denkmals dasselbe zu

verewigen. Nach 14 Jahren war es abermals so sehr verdorben wie zuvor.

Indessen stellte sich aber zum drittenmale unabweislich das Bedürfniß der Erweiterung dieser Kirche ein, dießmal aber wäre, wenn man der Versumpfung des Baus entgehen wollte, nicht anders als mit einer gänzlichen Demolirung des alten Kirchleins zu helfen gewesen, und an einer andern gesunden und bequemeren Stelle eine neue Kirche aufzubauen, wozu man das Material des Abbruch so viel wie möglich verwendet haben würde — Um der Vernichtung des letzten Denkmals der Hohenstaufen am Orte ihrer Wiege abzuwehren, wurde der vereinten Bitte der Kirchengemeinde und der Alterthumsfreunde eine Collecte im Vaterlande und bei den Freunden des Alterthums im Auslande gestattet, welche Sr. Majestät, König Wilhelm mit dem huldvollen Geschenke von 2000 fl. aus eigenen Mitteln eröffnete.

Der Erfolg erlaubte der Gemeinde jedoch nicht ohne bedeutende Opfer die Erbauung einer neuen Kirche. Aber die weisliche Verwaltung des Antheils an der Collecte zum Besten der Conservirung des alten Kirchleins gestattete dem Alterthumsverein die schmuckreiche, zweckmäßige Herstellung einer Kaisercapelle, wie wir sie jetzt vor Augen haben, wegen deren Vollendung gewiß der Alterthumsfreund gerne noch seine Scherflein beitragen wird.

Bis jetzt, meine lieben Herren und Damen, konnten wir so ziemlich alles sitzend mit einander verhandeln; nun aber müssen wir uns auf die Beine begeben, und am Kranze des Bergs herumspazieren, um seine Fern- und Rundsicht von der Linken zur Rechten gründlich zu mustern.

II.

Historisch-topographische Beschreibung der Fernsicht des Hohenstaufen.

Der Berg, auf welchem wir stehen, ruht auf einem Gebirgsrücken, welcher die Thäler der Fils und Rems scheidet. Zur Linken liegt uns, wenn wir gegen Nord-Ost schauen, das Remsthal, und hier wollen wir unsere Rundreise mit unsern Augen beginnen. — Die gelehrten Herren werden bald merken, daß der Hausfreund in vielen seiner Nachrichten unter andern auch den seligen Schwab von dessen Albreise zum Einbläser hat, — denn wir haben ja eine bedeutende Albkette vor uns. Ja, er bekennt's, und thut sich vieles darauf zu gut, daß er sich auf solchen berühmten, ebenso geistreichen, gemüthlichen als wahrheitsliebenden Gewährsmann berufen kann, der ihm auch lieb ist, wie Herr v. Raumer, der Verfasser der Hohenstaufengeschichte; — und wollen die Herren es nicht verübeln, wenn der Hausfreund in diese Nachrichten nach Gutdünken auch sein Eigenwerk bringt. Eben deßwegen aber sollte billig der Verfasser keinen Namen als Gewährsmann nennen, weil dann, wo er fallirt, niemand dabei sich zu schämen hat als der Hausfreund. Dieser nimmt aber alles Falliren auf seine Rechnung, in der Hoffnung, daß die Herren nicht allzuvieles finden werden, worüber sie den Kopf schütteln müssen.

A. Rundreise im Thal.

Billig machen wir den Anfang, blicken wir Nordwärts, auf einen von zwei Seiten von Wald umschlossenen Hügel, bei dem daselbst sichtbaren Schlößlein Büren, „Waschenschloß" genannt. Es ist der Stammsitz der Hohenstaufen, bevor sie sich auf diesem unserm Berge angesiedelt haben. Heutzutage wäre es just einem ordinären Bauern oder Landwirth dienlich, so gering ist das Aussehen dieses Schlosses. Aus alten Zeiten stammen die aus Buckelsteinen bestehenden Ring- und Stock-Mauern; was auf den letztern steht, ist aus neuerer Zeit. — Hier hauste der Stammvater des nachmaligen schwäbischen Kaiserhauses. Dieser hielt es unter allen Umständen mit den Kaisern des fränkischen Hauses, und war auch mit demselben durch die Vermählung mit Hildegard, der Tochter eines Hohenlohischen Grafen, nahe verwandt. Deßwegen sagte der alte Hohenstaufen'sche Geschichtschreiber, Bischof Otto von Freisingen, von dem Sohne dieses Stammvaters: daß er aus den edelsten gräflichen Geschlechtern entsprossen seie. Darum that auch dieses vornehme, hochgeborne Blut nicht lange gut auf dem unansehnlichen Schlößlein Büren, sondern sein Geist hatte Adlersschwingen, und baute sich sein Nest auf dem Hohenstaufen. Friederich, wie ihr wißt, hieß dieser hochfliegende Mann, und wird genannt, zur Unterscheidung von seinem Sohne gleichen Namens: „der Alte", welcher sich von nun an nicht mehr „Herr v. Büren", sondern „von Hohenstaufen" nannte. Daß er sich wie sein Vater, unter allen Umständen an den Kaiser hielt, die unter Kaiser Heinrich IV. sehr oft schwierig waren, erwarb ihm bekanntlich die Gunst desselben in so hohem Grade, daß er ihm sein Tochter Agnes zur Gemahlin und das Herzogthum Schwaben zur Mitgift gab, wenn er es erobern könne, nachdem er folgende Anrede an ihn gehalten hatte:

„Braver Mann! der Ihr mir unter allen im Frieden am

„treusten waret, und mir im Kriege am tapfersten beistundet, „sehet, wie nirgends Glaube und Treue mehr ist, und wie „gottlos es überhaupt im Reiche zugeht. Ermannet Euch und „kämpfet ferner als ein Held wider die Reichsfeinde! Eurer „vorigen Verdienste bin ich noch eingedenk, und auch auf die „Zukunft werde ich mich nicht undankbar beweisen. Ich will, „setzte er hinzu, Euch meine einzige Tochter, die ich noch habe, „zum Weibe geben, und das Herzogthum Schwaben dazu, „in welches Herzog Berthold eben eingefallen ist." Von da an kamen diese Herren nicht mehr nach Büren, um daselbst zu residiren, sondern Seitenverwandte dieses Hauses bewohnten es. — Nach dem Erlöschen des Schwäbischen Kaiserhauses wird im Jahre 1270 ein Conrad Wäscher als Inwohner des Schlößleins genannt, woher es den Namen „Wäschenschlößlein" bekommen hat. Er gab sich für einen Verwandten der Staufen'schen Seitenlinie aus, und sprach die Kastenvogtei über das Kloster Lorch an. Das Kloster wollte ihn aber nicht annehmen, und es gab Verdruß, welcher erst im Jahre 1291 beigelegt wurde, nachdem das Hohenstaufen'sche Geschlecht bereits ganz erloschen war. Einem württemberger Grafen wurde die Vogtei zu Theil. Das Schlößlein selbst kam von dem Wäscher an die Herrn von Rechberg, und ein Conrad v. Rechberg wohnte noch darin, als es im reichstädtischen Kriege verbrannt wurde. Man baute es wieder auf, in welcher Gestalt, davon ist dem Hausfreund nichts bekannt geworden. In seiner jetzigen — wenigstens stammt es aus einer späteren Zeit. Ob und wie lange es die Herren v. Rechberg besessen haben, ist wieder nicht bekannt. So viel ist gewiß, daß es vor einem Jahre noch ein Eigenthum der Herren Grafen Taxis-Valsassina und Freiherrn v. Freiberg-Eisenberg gewesen ist. Diese Gutsherren gingen schon seit längerer Zeit damit um, dieses Gut zu verkaufen. Es fehlte nicht an Liebhabern, unter welchen auch die würt-

tembergische Finanz-Kammer war. Diese hat es nun auch wirklich angekauft, und es ist somit noch im Jahre 1857, also 590 Jahre nach dem Erlöschen des Schwäbischen Kaiserhauses das älteste und das einzig noch restirende Andenken an dasselbe in Schwaben in der Nähe des Hohenstaufen in württemberg'sche Hände gekommen. Es ist ja Württemberg ohnehin ein Haupterbe der hohenstaufen'schen Güter in Schwaben, und gebührt ihm vor allen auch dieser Besitz, und wolle es für immer auch dabei sein Verbleiben haben! Das dazugehörige Gut ist der Wäschenhof, und im Dorfe Wäschenbeuren steht ein von einem Rentbeamten bewohntes Schlößlein, der die Einkünfte dieses Gutes zu verwalten hatte. Der Alterthumsfreund ist über diesen Ankauf sehr erfreut.

Alfdorf, ein stattliches, auf einer Hochebene gelegenes Dorf erblicken wir, dessen Pfarreibezirk 26 Filiale mit 3000 Einwohnern zählt, und das die Freiherren v. Holz zu Patronen hat. Am Fuße unsers Bergs liegt

Maithis, ein Weiler mit Kirche und Schule, eines der zwanzig Filialen der hiesigen Kirchengemeinde. Ueber Maithis hinweg Radelstetten, ein Weiler, Kirchenfilial von Lorch, Schulfilial von Maithis.

Das Dorf Lorch war ein Besitzthum derer von Büren oder nachher Hohenstaufen, und der Klosterberg hieß Marienberg oder Liebfrauenberg, seitdem ein Kloster darauf steht. Es ist zwar von hier aus nicht sichtbar; schauen wir aber zwischen Maithis und Wäschenbeuren hin, so haben wir die Richtung, in welcher wir Lorch im Remsthale zu suchen haben. Schon die Frau des Stammvaters derer von Büren, Hildegard, die Hohenloherin, fieng an, die Burg in eine fromme Niederlassung zu verwandeln. Sie stiftete eine Kirche, und legte den Grund zu einem Stifthaus. Diesen Gedanken führte Friederich, der Alte, der Herzog mit Agnes aus, und er-

baute das Benedictinerkloster, und ordnete eine Familiengruft an, in welcher er selbst und Frau Agnes die ersten waren, die sie bezogen haben. Das neugestiftete Kloster bekam seine ersten Mönche von Hirschau. Sein erster Schirmherr war Friederich I. Barbarossa, bevor er Kaiser wurde, und erwies sich ihm vor und nach sehr gnädig. Deßgleichen thaten seine Nachfolger, so gut sie es vermochten, und ihre Händel in Italien zuließen. Kaiser Rudolph I., welcher die Verordnungen seiner Thronvorfahren von Hohenstaufen in Ehren hielt, übertrug den Schutz des Klosters Lorch einem seiner getreuen Reichsbeamten. Nach Rudolphs Tode warf sich das Kloster dem Grafen Eberhard, dem Erlauchten, in die Arme 1291, im Vertrauen, daß es, obgleich er sich aller Welt Feind nannte, doch in die Freundschaft mit Gott mitaufgenommen sein werde. Die Mönche trauten aber dieser Freundschaft nicht lange, obgleich ihnen der Württemberger keinen Anlaß zum Mißtrauen gegeben hatte, und begaben sich 1331 unter des Kaisers Schutz. Im Jahre 1373 jedoch kehrten sie auf Recommandation des Kaisers Carl IV. unter den Schirm des Grafen von Württemberg zurück, und dabei bliebs. Graf Ulrich sah sich im Jahre 1462 veranlaßt, im Kloster wegen unordentlichen Lebens auszukehren und zu reformiren. Obgleich das Kloster sehr reich war, gerieth es doch in Schulden bei Juden und Christen, so daß es schon im Jahre 1290 seine Weinberge in Stuttgart verpfänden mußte. Es steht noch ein Haus in Stuttgart, das man die „Lorch" oder die „Lorcher-Kelter" nennt, — und der Aberglauben läßt einen Mönch darin spucken, der vermuthlich auch nicht zum besten gewirthschaftet hat. — Vergebens suchte der Papst dem Kloster durch „reiche Ablässe" zu helfen. Nichtsdestoweniger war es noch reich genug, um die Bauern in dem bekannten „Bauernkrieg" anzulocken. Schon den „armen Conrad" gelüstete darnach, aber ein kluger Abt wendete die Ausführung der Anschläge desselben

noch ab. Unabwendbar aber waren die Verheerungen des Bauernkriegs für Lorch im Jahre 1524. Der Abt wurde erschlagen, die Mönche verjagt, das Gotteshaus ausgeraubt und verbrannt, und mit ihm alle Dokumente von Lorch und von Murrhardt, dessen Kloster gleichfalls bedroht seine wichtigsten Papiere nach Lorch geflüchtet hatte. Erst im Jahre 1547 stieg das Kloster wieder aus seiner Asche empor. 1563 wurde das Kloster reformirt, und der berühmte Professor Crusius in Tübingen, welcher die Hohenstaufenburg nach ihrer Zerstörung besuchte und beschrieb, kehrte auch zu Lorch ein, aß mit dem zweiten evangelischen Abte zu Mittag, und beschrieb auch das Kloster. Im 30jährigen Kriege wurde das Kloster zweimal von den Katholischen besetzt, aber von dem Westphälischen Frieden an die Evangelischen zurückgegeben. — Die meisten Merkwürdigkeiten enthält die Stiftskirche, ein ehrwürdiges Gebäude. An den Pfeilern oder Säulen derselben sind die angeblichen Bildnisse der Schwäbischen Kaiser und Herzoge von Hohenstaufen gemalt — schlecht und recht, wie man es nimmt, vermuthlich erst nach der Wiedererbauung des Klosters und seiner Kirche. Im Kreuz derselben zur Linken die Gruft der Freiherren v. Wöllwarth, mit aufrechtstehenden in Stein gehauenen Bildern derselben, worunter eines den auf der Jagd verunglückten, im Zustande der Verwesung aufgefundenen Leichnam eines Herrn v. Wöllenwarth vorstellt. Unterhalb der Kirche ist die Familiengruft der Hohenstaufen. Im Jahre 1475 wurde das Grab der Stifter aufgethan, „wo man," wie ein Mönch, der Chronikschreiber, kund thut, „viel Gebeins, klein und groß, auch viele Hauptscheden, (Schädel,) und in den Gräbern der Sakristei an den Schädeln noch hübsch gelb Haar, auch kleine Spörnlein und andre Ding, das man vor Alter nit hat erkennen können, gefunden habe." Hat vordem vielleicht der Vorwitz und Aberwitz seine Unwesen hier getrieben, so vollendete

die Eroberung Lorch's im Bauernkrieg die Verwüstung an dieser heiligen Stätte.

Daß nicht alle Hohenstaufen hier begraben wurden, ist geschichtlich erwiesen. Welche aber unter ihnen hier ihre Ruhestätte hatten, davon hat der Mönch etliche angegeben, worin man ihm auf historischem Grund und Boden beistimmen kann, z. B. Herzog Friederich I., der Alte, mit seiner Gemahlin Agnes. Ersterer starb 1105, letztere 1143; die Brüder dieses Friederich: Ludwig und Walther; die Mutter des Kaisers Barbarossa, Judith, eine Prinzessin v. Bayern. Irene, Kaiser Philipps Gemahlin, im Chor begraben; Heinrich, Kaiser Conrads III. Sohn, gestorben vor seinem Vater, 1150; Friederich, Herzog von Schwaben, Bruder des Heinrich. Kaiser Conrad III., gestorben 1152, mit seiner Gemahlin Gertrud von Sulzbach und vier Söhne, Brüder der vorhin genannten Heinrich und Friederich. — Mitten im Schiff der Kirche steht ein Grab-Monument, im gothischen Stile gemeiselt, auf dessen Deckel der von zwei Engeln bewachte Wappenschild der Hohenstaufen, auf dem Helme ein Adler, und im Schildfelde drei im Anlauf begriffene Löwen sich befinden, mit der am Rande des Deckels angebrachten Aufschrift:

hie lit begraben herzog Fridrich von Schwaben.
er und sein Kind dis Closters Stifter sind,
sin Nachkimling ligent och hie, bii Got in allen gnadig sii.
gemacht im anno domini M. I. II. iar ward diss Closter gestift

Dieses Monument scheint vor der Zerstörung des Klosters errichtet worden zu sein, und ist zur Verwunderung gut erhalten Zwölf Felder enthält auf seinen Vier Seiten zusammen das Hauptstück des Monuments; und zwölf Personen sinds, welche handelnd und leidend von sich vor andern reden gemacht haben.

Von der Wohnung der ehemaligen Mönche hängt sich noch ein Flügel unmittelbar an die Kirche an, und die Fortsetzung eines sogenannten Kreuzgangs geht unter dem Hochaltar der

Kirche durch. Außer der Kameralverwaltung, dem ehemaligen Abteigebäude, sind alle andern Baulichkeiten auf diesem Platze nur Oekonomiegebäude. Alle diese Gebäude sind heute noch von einer Ringmauer umgeben. Vor dem Klosterthore befindet sich eine Pappeln-Allee und eine sehr große alte Linde, die ohne Zweifel Vieles von dem Kloster zu sagen wüßte, wenn ihr Sprache verliehen wäre.

Gmünd, und dessen Salvator-Kirche. Eine der vornehmsten Hohenstaufen-Städte, in unserer Nähe die größte. Diese Stadt liegt im Rhemsthal, und will ihren Ursprung aus uralten Zeiten herschreiben. Das ist nun schon einmal der Brauch, daß die Städte und vornehmen Familien eine Ehre darin suchen, einen Stammbaum vorzeigen zu können, der beweisen soll, daß man seinen Ursprung und die Voreltern in Olim's Zeiten (vor 1000 Jahren) zu suchen habe. Alemannen schon sollen in einem Dörflein der Stadt Grund gelegt haben. Drauf — also lange, lange Zeit nachher — haben die Herren v. Rechberg in dieser Gegend ihre Jagdfreuden gehalten und deßwegen diesen Ort gaudia mundi (zu deutsch: Freuden der Welt) und abgekürzt „Gmund" geschrieben und benannt. Andere dagegen behaupten, daß die Stadt ihren Namen davon erhalten, weil die Mündung des Remsthals sich hier erweitere. Es hat das eine so viele Wahrscheinlichkeit oder Unwahrscheinlichkeit als das andere. Gewiß ist, daß eine Schenkungsurkunde des Kaisers Carl des Großen auch einer Gamundia im Herzogthum Alemannien erwähnt. Bekannt wird Gmünd erst recht durch die Herren v. Büren auf dem Herzogstuhle v. Schwaben und auf dem deutschen Kaiserthron. Ihr wachsendes Ansehen und ihre zunehmende Macht lockte in ihre Nähe allerlei geschickte Leute, die unter anderem auch mit der Bereitung von Schmuck aus Gold und Silber und Edelsteinen umzugehen verstanden. Dergleichen ließen sich besonders in dem Dörflein Gamundia nieder, das,

nachdem es, wie die Sage behauptet, aus Anlaß des verlornen und wiedergefundenen Eherings der Frau Herzogin Agnes mit der noch vorhandenen Johanniskirche beschenkt worden war, schnell zu einem Städtlein, und zu einer stattlichen und festen Stadt heranwuchs, und von einem Hohenstaufen'schen Vogte regiert wurde. Des ersten Herzog Friederichs Sohn, der Einäugige, der zweite Herzog von Schwaben, Barbarossa's Vater, umgab Gmünd mit Mauern (1110). Unter Kaiser Friederich I. wurde Gmünd eine bedeutende Stadt, und wenn gleich Hr. v. Raumer keine Urkunde darüber gefunden hat, so ist es doch nicht unwahrscheinlich, daß sich dieser Kaiser, wie die Sage davon meldet, oft daselbst aufgehalten habe. Wohl aber lassen Urkunden den Kaiser Heinrich VI. diese Stadt 1193 zweimal, den Kaiser Conrad da er noch König war, 1240, und im Jahre 1266 Conradin besuchen. Einen der gnädigen Herren v. Staufen beschenkten die Gmünder mit einer prächtigen Wiege aus Anlaß der Geburt eines Prinzen. Weil die Stadt so sehr empor kam unter dem Schirme der H. Staufen'schen Kaiser, zogen sich auch viele Edelleute hinein. Als dieses Haus zu sinken anfing, machte sich die Stadt von dessen Regentschaft los und regierte sich selbst; doch blieb sie, so lange noch Hohenstaufen lebten, ihnen treu, und sollte deßwegen einmal von dem Papste in Bann gethan werden; — es wurde aber nichts daraus. — Gerne überließen die Bürger, weil sie in ihrem Gewerbe viel zu schaffen hatten, dem Adel das Regiment in der Stadt. Als dieser aber Mißbrauch damit trieb, so jagten sie ihn zur Stadt hinaus, und zerstörten seine Schlösser 1284. Demungeachtet wurde er wieder eingelassen, und hatte 1293 wieder Antheil am Stadtregimente. Eine neue Fehde jedoch brach mit dem Adel 1349 wieder los, und Ulrich v. Rechberg brachte den streifenden Bürgern der Stadt eine empfindliche Schlappe bei. Als Kaiser Carl IV. die Stadt an ihren Schutzherrn, den Greiner v. Württemberg verpfän-

dete, und dieser von ihr das Geld dazu erpressen wollte, so ward dieß auch eine der Veranlassungen zu dem verheerenden Städtekrieg, an welchem Gmünd seinen thätigen Antheil hatte, und in dessen Wüthen auch das Wäschenschlößlein zu Grunde gieng. — In dieser Zeit wurde Gmünd von einer schrecklichen Pest heimgesucht. — Der Städtekrieg neigte sich nach der Schlacht bei Döffingen zum Ziele, welcher aber sein gänzliches Ende erst mit dem Jahre 1395 genommen hat. Der Friede ernährt. Die Reichsstadt Gmünd legte zu an Geld und Gut — theils durch Kauf, theils durch Schenkungen, die letztern meistens von den Herren von Rechberg. — 1407 wüthete zum andernmal die Pest in Gmünd. 1433 erhielt die Stadt von Kaiser Sigismund das Recht, die Halsprozesse selbst zu richten und zu schlichten. — 1449 giebt es abermals Späne mit den Württembergern, wobei sie den Herren v. Rechberg, zum Dank für die Schenkungen, zwei denselben gehörige Klöster zerstörten. Zum Lohne für dieses Freundschaftsstücklein brachten die Herren v. Rechberg den Gmündern auf dem Heimwege von diesen Heldenthaten eine Niederlage bei, die sie sobald nicht vergessen konnten. 1482 erhielten die Gmünder von dem Grafen Eberhard im Bart ein Landgericht, für welche Ehre die Gmünder einen, in einem zweifach vergoldeten Becher bestehenden Gratulationsgruß zur erlangten Herzogswürde dankbarst überbrachten. — 1497 fielen aus Verschulden unvorsichtiger Ausbesserer zwei Thürme der Hauptkirche ein, und sind bis diesen Tag nicht wieder gebaut worden. — 1504 stunden die Gmünder dem Herzog Ulrich im Pfälzischen Kriege wacker bei, und wurden dafür von ihm honett belohnt. Der Bauernkrieg ließ auch Gmünd nicht unberührt. Aber ein kluges Benehmen seiner Obrigkeit half ihm leidlich durch, so mißlich auch seine Stellung war, weil es auch innerhalb seiner Mauern an Zündstoff nicht fehlte und der Gmünd'sche Spitalmeister hatte aller Hände voll zu thun, wenn er den „Luther'

schen Trouble" von Innen (So wurde die Reformation in der G. Chronik genannt) und die politische Rebellerei von Außen beschwichtigen wollte.

Wurde man mit den Bauern auch fertig, so hatte es seine gewaltigen Hacken wegen der Reformation, welche trotz der Verbrennung von sieben Ketzern ihren unaufhaltsamen Fortgang hatte. Im Schmalkalden'schen Kriege mußte sich Gmünd ergeben und zu allerlei verbindlich machen, wovon aber, natürlich, nachher in den Acten des Gmünder Rathhauses nichts mehr zu finden war Die Stadt wurde sehr glimpflich behandelt, aber etliche Ketzerrichter hat man wohl verwahrt von Gmünd hinweggeführt. Gmünd wird in Folge dessen, auf kurze Zeit, evangelisch, nach einer in die Stadt ergangenen ernstlichen Aufforderung, dem Papstthum und allem seinem Zugehör abzuschwören und die Augstburger Confession anzunehmen; und der Rath von Gmünd erbittet sich von Nürnberg evangelische Prediger. Doch gieng es damit nicht so hurtig. Das Blättlein wendete sich nach der Schlacht bei Mühlberg 1547, — und das Victorisiren war wieder auf der andern Seite. Ein Lorcher Benedictiner-Mönch klagt beim Rath, daß ein Spitalprediger die Luther'sche Ketzerei nicht verbergen könne, die Fürbitte der Heiligen leugne, das Abendmahl in beiderlei Gestalt halte, und daß „das Fleischfressen in der Fastenzeit eingerissen habe, u. a. m." 1561 dankt der päpstliche Nuntius in einem Hirtenbriefe den Gmündern, seinen lieben Freunden, daß sie der Ketzerei und Rebellion, die der „stinkende und meineidige Mönch Luther" angerichtet, Widerstand thue, und die Gmünder Chronik beginnt jetzt wieder sehr beredt zu werden und Vorkehrungen zur Austreibung des Protestantismus mit solchem Eifer zu treffen, daß es nicht wundern darf, daß Kaiser Maximilian II. sich veranlaßt sah, sie 1577 zur Toleranz zu ermahnen. Dagegen hält es Kaiser Rudolph II.

für gut, „das guet katholisch Völklein zu Gmünd von dem wachsenden Unkraut der Sektischen" zu reinigen, 1588. — Im 30jährigen Kriege wurde es von den Schweden, und 1637 von der Pest hart mitgenommen. Von dem genannten Kriege wird Gmünd stark mit Quartieren und Contributionen belegt. — 1652 wird Einer wegen „Unholden Werk", d. i. in Folge eines Hexen-Prozesses, und wegen vorgeblicher Zauberei, verbrannt. 1701 wird eine gegen den Rath angezettelte Rebellerei unterdrückt. — Im spanischen Erbfolgekrieg kommt 1703 die Stadt in französische Hände; ebenso 1796—1800 im französischen Revolutionskrieg. — Württembergisch wurde Gmünd mit den andern Reichsstädten des Landes.

Das zur Hohenstaufenzeit berühmte Gmünd ist nun das zwar nicht mehr, was er war; aber immer noch eine Stadt von 7000 Einwohnern, welche sich ritterlich um eine ehrbare Existenz bewirbt und mit Ehren besteht. Sie ist der Sitz von den gewöhnlichen Bezirksbehörden, und hat ein Schullehrer-Seminar und ein Taubstummen- und Blinden-Institut.

Der Alterthumsfreund findet hier reichliche Nahrung in den alten Kirchenbauten, namentlich in der, von Herzog Friedrichs v. Hohenstaufen Gemahlin Agnes gestifteten Johanniskirche, so sehr ihr Einbau durch Neuerungen im Jesuitenstile an Merkwürdigem verloren hat, und in der im rein gothischen Stile erbauten, und darin verbliebenen Hauptkirche der Stadt, einem Bau von majestätischem Umfang in die Höhe und in die Weite. Nicht weniger als zehn Kirchen zählt die Stadt. Eine derselben, die Augustinerkirche, ist der, aus etwa 5—600 Gliedern bestehenden evangelischen Gemeinde eingeräumt worden. Sehenswerth ist die Salvatorkirche und der Weg zu ihr. Die Kirche selbst ist in einen Felsen gehauen, und kunstreiches Bildwerk ist aus dem Felsen heraus gemeißelt. Diese Andachts-Anstalt, zu welcher ein bequemer Weg führt, an welchem die Leidensstationen Christi in aus Holz geschnitzelten Figuren in

Lebensgröße aufgestellt sind, ruht auf einem zum Ueberblick der romantischen Umgegend bequemen Hügel, zu dessen Füßen sich die Stadt ausbreitet und von wo die ehrwürdigen Häupter des Hohenstaufen, Rechberg mit Schloß und des Stuifen sich blicken lassen. Jenseits von Gmünd sehen wir etwas von dem der Stadt nahegelegenen, ehemaligen Frauenkloster „Gotteszell" nunmehr in eine Strafanstalt vornehmsten Ranges verwandelt. — Die Stadt selbst hat sehr viele schöne und stattliche Häuser, besitzt auch ansehnliche Fabriken, und ist von schönen Gärten und Landhäusern umgeben. Ist auch der alte Wohlstand des Mittelalters nimmer da, so nimmt sie doch auch in dieser Hinsicht unter den Landstädten Wüttembergs einen angesehenen Rang ein. Die Heiterkeit der alten Gamundia hat sich bis heute glücklich erhalten, trotz allen Fatalitäten, die sie im Laufe der Zeiten betroffen haben, inner- und außerhalb der Stadt, in Gesellschaftsgärten und auf den Bergen, z. B. auf Hohenrechberg ihren nächsten Nachbar. — Der l. Gott erhalte sie bei gutem Muthe. Das wünscht ihr der Hausfreund, der viele Liebe und Freundschaft daselbst genossen, von ganzem Herzen.

Mit Wehmuth verläßt man dieses Thal, in welchem Denkmale der Vergänglichkeit nicht nur der Kleinen, sondern auch der Großen dieser Welt gesetzt sind, zur Witzigung für Jedermann, wer sich noch etwas auf seinen Reichthum und auf seine Macht zu gut thut, und wir setzen unsere Reisen mit den Augen zur Rechten, über Gmünd hinaus, in eine weitere Ferne, und unser Blick begegnet unter vielen Dörfern, die dorthin in großen Flächen ausgesäet sind, der

Schönbergkirche bei Ellwangen, nebst Schloß, welche sich im Abendlichte gar lieblich und stattlich ausnimmt. Die Stadt, welche in der Tiefe liegt, ist für uns unsichtbar. Sie zählt gegenwärtig zwischen 3—4000 Einwohner, ist der Sitz einer Kreisregierung, eines Gerichtshofs und der Bezirksbehörden, besitzt ein Gymnasium und andere Schulen, worunter

eine Zeichnungsschule, und ist ein Zwangsarbeitshaus daselbst. Von Gewerben sind außer den gewöhnlichen hier blühend die Wachsbleiche und eine Pfannenschmidte.

Im Jahre 764 wurde Ellwangen als Kloster gegründet; später wurde eine Abtei hier errichtet, 1460 eine Probstei. Im Jahre 1011 schon wurden die Vorstände des Klosters in den Fürstenstand erhoben, und die Stadt wurde reichsfrei. Eine Feuersbrunst suchte einmal Stadt und Kloster schwer heim. 1552 überfiel sie ein Deutschmeister, Walther von Kronberg, aber Ellwangen's Schirmvogt, Herzog Christoph von Württemberg befreite es wieder. Im 30jährigen Kriege wurde es von den Parteien oft besetzt. 1802 endlich kam es durch einen Reichsdeputationsschluß an Württemberg. — Eine katholisch-theologische Hochschule, welche später nach Tübingen verlegt wurde, befand sich einige Jahre in Ellwangen. Auf dem Schloß- oder ehemaligen Klostergut ist jetzt eine landwirthschaftliche Schule eingerichtet.

Zu den Orten, die in nicht geringer Anzahl näher und entfernter zwischen hier und Gmünd und Ellwangen und zur Linken und Rechten der zwei genannten Städte liegen, gehören Straßdorf, ein zwischen Gmünd und dem Rechberg auf weiter, hochgelegener, gesegneter Flur gelegenes schönes Dorf, bekannt sind, Bargau, ein zwischen Straßdorf und Rechberg nach den entfernteren Bergen hin gelegenes Dorf, näher bei uns, die Weiler Reutprecht, Lenglingen; am Fuße diesseits des Bergrückens „Aasruck" genannt, die Hofgüter Ziegerhof, die Maithis- und Hirschhöfe; diese zwei letztern und Lenglingen gehören in die Parochie Hohenstaufen.

Jetzt verlassen wir die Remsthalseite, gehen über den Bergrücken Aasruck hinüber, und steigen in das Filsthal hinab, in welchem wir zuerst dem von Vielen Hofgütern umgebenen paritätischen Pfarrdorfe Ottenbach begegnen, dessen romantische Lage zwischen Feldern und Wäldern sehr das Auge

anspricht. Die hier sichtbaren Höfe, Breitfelderhof, Cyriacushof, Fuchshof, Geierwald, die Herbenhöfe, Jackenhof, Kitzen, Lochhof, Sauerhof, Schurr- und Strudelhof, größerntheils in die Parochie Hohenstaufen gehörig, die andern, wozu der Merzenhof, sind der katholischen Kirchengemeinde zu Ottenbach zugetheilt.

Auf dem zwischen dem Hohenstaufen, Rechberg bis Staufeneck hinlaufenden Bergrücken sehen wir das hochgelegene freundliche Dorf Wisgoldingen, katholischer Confession, am Fuße des Stuifenbergs, merkwürdig durch seine Versteinerungen, von welchen sich ein würdiger Pfarrherr daselbst eine sehr reichhaltige Sammlung angelegt hat. Dieser und ein berühmter Arzt von Göppingen, weil. Dr. Hartmann, spürten, wie die Apotheker nach Pflanzen, nach seltenen Exemplaren von versteinerten Thieren und Pflanzen, welche die Sündfluth vor länger als 4000 Jahren hieher getragen, geschleppt und begraben hat. Diese schätzbaren Sammlungen haben einen guten Ort, größerntheils im Naturalienkabinet zu Stuttgart, gefunden. — Ueber einen großen Wald hin im Thale unterhalb Staufeneck, erblicken wir die Weiler Krummwälden, von dessen Häusern eines ein Thürmlein hat, zum Zeichen, daß hier Gottesdienst gehalten wird.

Ueber Staufeneck hinaus schauen wir in das obere Fils- oder Geißlinger-Thal, und dort erblicken wir nach einander her die Dörfer Kuchen, Gingen, Groß- und Klein-Süssen, Salach. Die letztgenannten sind katholischer Konfession großen Theils; Salach besitzt Fabriken. Durch dieses Thal zieht eine Eisenbahn, deren Dampfroß wir fleißig auf und ab spazieren gehen sehen. Von Süßen aus zur Rechten, sehen wir zum nächsten Nachbar, Groß- und Klein-Eislingen, über schöne Wälderflächen hin. Ersteres ist katholischer, letzteres, vordem ein Filial von Holzheim, evangelischer Konfession. Auf der Markung des erstern residiren die Herrn Grafen von De-

genfeld, welche ein hübsches Schloß daselbst bewohnen nebst schönen Gärten.

Die Herren Grafen v. Degenfeld sind ein alt adeliches Geschlecht, stammt aus der Schweiz, und datirt seinen Ursprung aus dem 10. Jahrhundert. Ein Conrad v. Degenfeld war Hofmeister Herzog Johanns von Schwaben, und gerieth durch die Ermordung Kaiser Albrechts, welcher Alles wollte haben, auch das Erbe seines Mündels, Schwaben, auch in Verlegenheiten unverschuldet, und seine Stammburg Degernfeld in Aarau wurde zerstört. Er wanderte nach Schwaben aus, und pflanzte daselbst sein Geschlecht fort. Unter seinen Nachkommen zeichnen sich aus: Christoph Martin v. Degenfeld, geb. 1588 in Schwaben; diente anfangs unter Wallenstein und Tilly in Ungarn und Böhmen; dann den Spaniern in den Niederlanden; hierauf den Schweden als Obrist, und schlug die Kaiserlichen 1633 bei Dillingen, wurde General der deutschen Cavallerie, zur Zeit, wo es die Schweden und Franzosen im 30jährigen Kriege miteinander hielten, diente 1643 den Venetianern gegen den Papst, dann gegen die Türken, und schloß seine berühmte kriegerische Laufbahn mit einer zweimaligen tapfern Vertheidigung einer Stadt gegen die Türken, und starb 1653 auf seinen Gütern in Schwaben. Dieser Herr v. Degenfeld war's, welcher bei Dillingen unsern Herrn Widerhold v. Hohentwiel kennen lernte, und ihn als den besten Offizier der württembergischen Armee rühmte. — Ein Christoph Martin v. Degenfeld, welcher die Erbtochter des Herzogs Mainhard v. Schomburg und Mastola heirathete, wurde 1716 in den Grafenstand erhoben, und nannte sich von da an Graf v. Degenfeld-Schomburg. Dieser Zweig ist noch in Württemberg ansäßig, obgleich mehrere Glieder dieser Familie in Oestreich'schen und Baden'schen Diensten stehen. Die Schwester des vorhin

genannten kriegerischen Christoph Martin ist die mit dem Kurfürsten von der Pfalz vermählte Frau Raugräfin Maria Susanne Louise, von welcher wir in der Geschichte von Staufeneck reden werden. Graf Christoph Martin Friederich v. Degenfeld, geb. 1797, ist das jetzige Haupt der Familie, und das ist die niedliche, von schlanken Pappeln umgebene Herberge, die wir vor Augen haben, welche sich der ehrbare Sprößling des berühmten Grafengeschlechts erbaut hat, und wo sich seine Familie abwechselnd mit Eybach, gelegen in einem romantischen Seitenthale von Geißlingen aufhält, und ihrer Mitwelt wohlwollend in Werken des Friedens zu dienen verlangt.

Ein lieblicher offener Weg führt von Eislingen nach Göppingen, einer sehr belebten, hübschen Stadt, bewohnt von einem biedern, fleißigen Volk.

Die Sage läßt sie von einem Hohenstaufen'schen Herzoge, Friederich dem Einäugigen, gegründet werden, und sie bestätigt sich durch ein in der Stadtmauer gefundenes Wappen der Hohenstaufen. Die Uranfänge derselben aber sind Höfe, welche sich nach und nach vereinigten, und gegen die Unbilden des Faustrechts mit einer Ringmauer verwahrten. Eine Chronik von Blaubeuren will die Stadt schon im Jahre 1110 im Besitze eines Württemberger Grafen wissen, und umgiebt sie 1124 mit Mauern. Im Jahre 1154 bestätigt Kaiser Friedrich I. in dieser Stadt die Stiftung des Klosters Lorch. 1359 wird sie von den Augstburgern, Constanzern und andern Städtischen belagert. Die Stadt in ihrer ältesten Gestalt hatte ihre Kirche nicht innerhalb ihrer Mauern, sondern draußen vor dem Thore; innerhalb derselben besaß sie nur eine Capelle. Aus ihrer Pfarrkirche schuf Graf Ulrich, der Vielgeliebte, das Chorherrn-Stift 1436, Oberhofen, das schon die h. Bertha gegründet haben soll. — In der Reformationszeit war Göppingen keine von den letzten Städten, welche

der neuen christlichen Aufklärung ihre Thore aufthat. Zwar mußte ein Chorherr des Stifts, Martin Cleß v. Uhingen, des Lutherthums verdächtig, die Stadt eine Zeit lang meiden, und begab sich nach Zurücklassung aller seiner Habe, zu dem edeln Philipp v. Rechberg auf das Schloß Ramsberg, wie Luther auf die Wartburg, wo er sich eine Zeit lang aufhielt, und das Papstthum verschwor. 1530 wurde er Prediger in Biberach, und heirathete. Hierauf kehrte er nach Göppingen zurück, wurde erster evangelischer Stadtpfarrer, und starb 1552 als Prediger an der St. Leonhardskirche in Stuttgart. Sein Stamm florirt noch trefflich in Württemberg in vielen wackern Leuten. Die Stadtgemeinde beschwerte sich 1559 über die Unbequemlichkeit einer außerhalb der Stadt gelegenen Stadtkirche, und trug darauf an, daß man aus ihrer Capelle eine Stadtkirche machen solle. Dieser Wunsch gieng aber erst im Jahre 1617 in Erfüllung, und aus der Oberhofenkirche wurde eine Gottesackerkirche. Was der Fanatismus, welcher damals wider die Bilder und Verzierungen der Gotteshäuser stürmte, übrig ließ, verderbten die Jesuiten, welche dem Dome von Oberhofen viel Herzeleid anthaten, nachdem die Gewitter schon der Kirche Schaden genug zugefügt hatten, z. B. 1563. — Zur Zeit der Vertreibung Herzog Ulrichs im Jahre 1519 bemächtigten sich der Stadt die Bündischen. Philipp von Rechberg, der Lange, vertheidigte sie standhaft; sie wurde stark beschossen, und nicht eher übergab er sie, als bis er keine Hoffnung auf Entsatz mehr hatte. — Im Bauernkriege blieben die Bauern der Göppinger Umgegend nicht dahinten, und spotteten auf die Bündischen: „der Bund ist in einen Sack verstrickt, „er hat ein Bein gebrochen, und liegt in Göppingen „im Sauerbronnen." Als ihnen aber die Bundeshauptleute Rudolph v. Ehingen und Ludwig Helfferich v. Helfenstein, über die Glatze kamen, — die Aufrühre-

rischen kamen just von ihrer saubern Arbeit von H. Staufen her, — so waren abermals die Bauern der Göppinger Umgegend nicht die letzten, die zum Kreuze krochen. — Der Begnadigung ungeachtet, welche Herzog Ulrich von Kaiser Carl V. nach dem fehlgeschlagenen Schmalkaldischen Kriege widerfuhr, mußte Göppingen drei Jahre lang, von 1547—50 spanisches Kriegsvolk im Quartier behalten, wie noch andere Städte im Lande. Das war eine schlimme Zeit für die Stadt; denn dieses Volk hauste barbarisch mit Stehlen, Rauben, Morden. Als man endlich seiner los ward, und Herzog Ulrich starb, trat Herzog Christoph die Regierung an, und brachte wieder ein fröhliches Leben in die Stadt. Er erbaute 1562 an der Stelle des alten, baufälligen ein neues Schloß, aber, was man ihm heute noch übel nimmt, holte sich dazu von der alten Kaiserburg zu Hohenstaufen manchen Stein und zerstörte das Denkmal der alten Kaiserzeit. —

Nachdem das Schloß gebaut war, das viele Aehnlichkeit mit der ehemaligen Herzoglichen Burg auf Hohentwiel hat, gleichfalls von Herzog Christoph erbaut, ließ er auch einen schönen Garten an dem Schlosse 1567 anlegen. Bis zum 30jährigen Kriege hatte die Stadt Ruhe. Dann aber kam das Kreuz massenhaft über sie. Ein bayerischer General überfiel und plünderte sie, und übergab sie der oft erwähnten Frau Herzogin Claudia, der Wittwe des Erzherzogs Leopold von Oestreich 1643. Diese gieng mit der Stadt, weil sie in ihren Augen ketzerisch war, feindselig um, nahm ihr die Kirchen, und wollte die durch Tod erledigte Predigerstelle nicht wieder besetzen. Da half bei ihr von keiner Seite her Bitten und Flehen, bis ihrem Regiment der Westphälische Frieden und ihr Tod ein Ende machten 1649. Nun blühte die Stadt wieder auf. Fabriken in Wollenband, Barchet und Hüten erhoben sich, Lederbereitung Bleiche und Papiermühlen wurden errichtet, und der Ameisenfleiß ihrer Bürger ersetzte bald wieder, was die bösen Zeiten

verdorben hatten, bis die Franzosen, welche während des 30jährigen Kriegs sich in Deutschland gewärmt hatten, neues Gelüsten bekamen, bei uns einzukehren, z. B. 1688 unter General Melac, und ihre Verwüstungen anrichteten. Die Göppinger Weiber aber machten ihm einen Strich durch die Rechnung, die er sich in Göppingen machte, und er mußte, wie vor den Schorndorfer Weibern leer abziehen. Respect vor ihnen! Sie beurkundeten, daß sie von den Frauen der alten Germanen abstammen, die ihren Männern in die Schlacht folgten, die Wagenburg bewachten, und den Römern mehr zu schaffen machten als ihre Männer. Seitdem hat Göppingen von Feindesvolk nichts mehr zu leiden gehabt, als etwa Durchzüge, weil durch ihre Stadt eine Straße zieht von Stuttgart nach Ulm. Desto mehr hatte es vom Feuer zu erleiden. Schon im Jahre 1425 wurde die Stadt durch die Flammen verzehrt. Ein armes, frommes Weiblein soll ihr lange zuvor dieses Unglück wegen ihrer Sünden prophezeit und sogar das Haus bezeichnet haben, wo das Feuer ausbrach. Der Besitzer dieses Hauses wollte sich nicht als den Urheber dieses Mißgeschicks ansehen lassen, und verließ die Stadt. Weil man ihn aber als einen braven Mann respectirte, so mußte er wieder in die Stadt ziehen. Und siehe, bald darauf gieng in seinem Hause das Feuer aus, das die ganze Stadt einäscherte. Sie wurde wieder aufgebaut in reinlichen Straßen, und das Bächlein murmelte munter und fröhlich durch die Stadt bis abermals, mitten im Frieden, dieser Jammer wiederkehrte im Jahre 1782, wo ein Blitz in der Nacht vom 24.—25. August die Feuersbrunst verursachte, welche wenige Sträßlein ausgenommen, zum andermal die Stadt verheerte. In dieser Nacht, erzählte der damalige Pfarrherr (Ammermüller) von Hohenstaufen, konnte man auf der Stelle, wo wir gegenwärtig stehen bei der Helle des Göppinger Brandes einen Kreuzer auf dem Boden liegen sehen. Die Stadt entstieg ihrer Asche wieder —

aufs schönste gebaut in regelmäßigen Quadraten und Straßen, und in ansehnlichen öffentlichen und Privatgebäuden. Es hat zwar seitdem hie und da wieder gebrändelt, aber die Göppinger, gewitzigt durch ihre Chronik, sind auf der Hut, und lassen es mit Gottes Hülfe nimmer zu weit kommen, wozu schon die neue zweckmäßige Bauart ihnen behülflich ist.

Die Stadt besitzt ein Gesundheitswasser, „der Sauerbronnen", mit welchem vordem ein Bad verbunden war, das ehemals von Ausländern wie von Inländern fleißig gebraucht wurde, und gute Kuren gethan hat, — ohne just dem Mährlein zu glauben, das von einem Manne erzählte, dessen Hungerwurm binnen 2—3 Jahren 130 Malter Früchte verzehrt habe; dieses Wasser habe diesen Lindwurm ausgetrieben. Desto lieber wollen wir glauben, daß unser Herzog Christoph, der in Italien und Frankreich böse Pülverlein überkommen haben solle, sich gesund daran getrunken habe. — Aus dem Badewirthschaftsgebäude ist in neuerer Zeit eine Art Frauenkloster geworden, das eine Art Ruhesitz für Frauen und Jungfrauen, die just nicht von der Welt sich ganz und gar abziehen, aber doch ein gewissermaßen zurückgezogenes, stilles, geruhiges Leben haben wollen — für ihr Geld. Gegenwärtig aber befindet sich diese Anstalt nicht mehr zu Göppingen, sondern in Kirchheim u. T. An die Stelle dieser hinweggesiedelten Frauen-Anstalt trat eine andere, sehr wohlthätige, nämlich: eine für die Irren, seit 1851, gegründet von Herrn D. Landerer, Oberamtswundarzt, welche in dieser kurzen Zeit bis 1860 bereits einen weit in das Ausland verbreiteten Ruhm hat.

Die Göppinger sind ein nüchternes Volk, das weder rechts noch links sich allzuweit verläuft und das unbefangen prüft, wo eine Sache hinaus will und soll. Es hört jede Partei an, und fragt nicht viel darnach, ob das der einen oder andern Partei gefällt, und läßt jeder ihr Recht widerfahren, kurz, es will kein blindes Werkzeug irgend eines Zeitgeists sein,

und es komme der Wind woher er wolle; sondern es thut was ihm gut dünkt und seinen materiellen Interessen entspricht, und was seiner Klugheit zusagt. Mit etwas, das nicht sein muß, zumal wenn die Sache von Gefahr und Verlust, wenn auch nur von fern, bedroht ist, solle man es aber nicht inkommodiren. Es lebt straks der Ansicht, daß Religiosität und Aufklärung in Wissenschaft und Kunst und Gewerben einander nicht ausschließen, gar wohl neben einander bestehen können, und daß lustig in Ehren Niemand verwehren könne noch dürfe; und darum lassen sie auch in dieser Hinsicht die Kirche beim Dorfe. In dem, was sein muß, klügelt und grübelt und zaudert es nicht lange, sondern hat z. B. mit seinem wackelnden Kirchthurm kurzen Prozeß gemacht, ihn abgedankt und einen neuen gebaut, der sich gewaschen, obgleich er seinen Pfeffer gekostet hat.

Uebrigens auch in Sachen, die just nicht sein müssen, wandelt sie je und je die Lust an, einen Tuck zu thun, d. h. einen Luxus zu treiben, z. B. ihre alte Oberhofenkirche von den Unbilden zu befreien, die ihr vor ein paar Jahrhunderten und später in allerlei Verunstaltung widerfahren sind, und sie durch ihren geschickten Stadtbaumeister in ihrer ursprünglichen Gestalt wieder herzustellen. Vielleicht stellen sie auch die schönen Pappel-Alleen wieder her, welche ihre Carlsstraße und die ganze Umgebung ihrer Stadt zierten und ihr an sich respectables Aussehen erhöhten. Der Anfang ist damit schon geschehen. Die Stadt zählt jetzt ungefähr 6000 Einwohner, ist der Sitz der Bezirksbehörden, und es sind seit dreißig Jahren mehrere neue Fabriken entstanden. Einer der schönsten Bahnhöfe ziert die Stadt. Obgleich die Eisenbahn die Vortheile, die man sich hierorts von ihr versprach, nicht gebracht hat, und vielleicht etlichen Gewerben schadete, so wußte der speculative und betriebsame Sinn der Göppinger sich bald wieder zu helfen und schadlos zu halten, und man sagt nicht zu viel, wenn man behauptet, daß die Stadt demungeachtet an Wohlstand eher

zugenommen als verloren hat. Die Stadt selbst besitzt ein ansehnliches Vermögen, namentlich unter anderm in großen Nadel- und Laubhölzern; denn die Wälder, welche wir zwischen hier und Göppingen liegen sehen, sind großentheils Göppinger Stadtwald. Wir dürfen daher unbesorgt um ihre Existenz die Stadt verlassen, ihr ein herzliches „Glück auf" zurufen, und mit unsern Augen die Reise in deren Reviere fortsetzen.

Ueber Eislingen hinaus sehen wir die Dörfer Holzheim und dessen Filial St. Gotthardt, ein Weiler, — Schlath, am Fuße der Alb, — Eschenbach, mit seinem auf der Anhöhe befindlichen Filial Lothenberg, wo ehemals dessen Pfarrsitz war; — Heiningen, ein Dorf von 1200 Einwohnern; Dürnau, näher bei der Alb und dessen Filial Gammelshausen; und dessen Nachbar, das große Dorf Boll mit 1500 Einwohnern, mit dem zum Bade Boll gehörigen „Kursaal". Sämmtliche Orte sind evangelischer Confession.

Bad Boll. Das Gesundheitswasser desselben ist eine Schwefelquelle. Sie wurde erst Anfangs des 16. Jahrhunderts bekannt. In Aufnahme kam sie durch Herzog Friederich I. von Württemberg. Bevor sie der Herzog entdeckte, der zufällig etwas anderem nachspürte, war sie bereits den Leuten der Umgegend bekannt, die sich ihrer mit gutem Erfolge bedienten. Ein Doctor Walch schrieb 1644 darüber, daß dieses Wasser von 74 Krankheiten kurire; fügt aber hinzu, wohlmeinend, daß Dr. Koch und Dr. Keller das meiste dabei thun müssen, nämlich, daß die Patienten auf einen mäßigen Genuß guter Speisen und guter Getränke bedacht sein sollen, wenn sie genesen wollen, denn vom Essen, Banketiren und andern dergleichen Kurzweil, wie das in den Bädern der Brauch seie, werde man in keinen Gesundbronnen gesund. — Diese Badanstalt verschönerte sich bis in die neueren Zeiten. Herzog Christoph schon legte 1595 einen Garten dabei an — durch



den nämlichen Gärtner, welcher den Garten beim Schlosse in Göppingen einrichtete. Er befahl „einen herrlichen, schönen, lustigen Garten“ zu pflanzen, unter anderm auch eine Obstbaum=Allee zwischen dem Bad und Dorf Boll. In diesem Jahrhunderte wurde ein neues Badgebäude errichtet in der Form eines Schlosses mit zwei Flügeln, und war noch bis zum Jahre 1840 sehr besucht. Von da an nahm der Credit dieses Bades ab, und dem Staat blieb nichts anders übrig, als die ganze Anstalt zu verkaufen. Der Käufer war ein Pfarrer Blumhardt, dessen frommer, humaner Sinn auf den Plan verfiel, eine Anstalt für Kranke hier zu errichten, die in Folge krankhaft beschaffener körperlicher Umstände auch an ihrem Gemüthe leiden, oder welche an Gebrechen darnieder liegen, denen die Heilkunde schwer beizukommen weiß. Er geht von der gegründeten Voraussetzung aus, daß viele solcher Leiden ihren letzten Grund nur in der Unruhe haben, die von einem Mangel an Vertrauen auf Gott herrührt, und die am Glauben Schiffbruch erlitten haben. Deßwegen, ohne den Gebrauch arzneilicher Mittel abzuweisen, geht er bei seinen Heilungen auf die Herstellung einer wahren Frömmigkeit aus, dringt auf ein ernstliches Gebet, und stellt in seinen Patienten den Glauben an die Wirksamkeit des Gebets wieder her, der — leider! bei unzähligen Christen abhanden gekommen ist. Neben der Anwendung der Heilmittel, welche die rechtmäßige Heilkunde zu appliciren weiß, spielt auch der heimische Gesundbronnen seine Rolle, welcher dann eine nur um so bessere Wirkung thut, jemehr es dem Gemüthsarzt gelingt, das aus der Richtung und Ruhe gekommene Gemüth wieder aus seinen Affecten herauszubringen und in das Blei zu legen. Der liebe Gott segne fernerhin sein begonnenes Werk, das bereits seine guten Proben abgelegt hat, und deßwegen auch von Kranken, die nicht am Gemüthe leiden, mit allem Vertrauen besucht wird, so daß der Herr Pfarrer sie kaum unterbringen kann.

Hr. Oberamtsarzt Dr. Palm v. Göppingen steht ihm als Leibesarzt treulich an der Seite.

Rechts hinüber, unterhalb des Aichelbergs, das Dorf Zell. Senken wir unsere Blicke wieder tiefer in das Thal, so begegnen wir in der Nähe bei Göppingen dem Dorfe

Faurndau, einem an der Landstraße nach Stuttgart freundlich gelegenen Orte. Zwischen der genannten Stadt und dem Dorfe erregt eine verdiente Aufmerksamkeit die schloßartig gebaute Papierfabrik der Gebrüder Beck, eine Zierde dieses Thals, und berühmt durch ihre guten Fabrikate, obwohl durch dieses Urtheil keineswegs die der andern Papierfabriken im Lande in Schatten gestellt werden sollen noch können. Die größere Merkwürdigkeit des ganzen Filsthals ist die Kirche zu Faurndau. Sie war eine Stiftskirche des Benedictiner-Ordens. Es geschieht ihrer schon in den Jahren 875, 888, 895 Erwähnung unter den Benennungen: Furendaw, Furndow, Furndov, Furmtovv, Kaiser Ludwig, der Deutsche, schenkte seinem Diaconus Luitprand das Klösterlein (monasteriolum) Faurndau mit aller Zugehörde; dazu auch noch die Capelle zu Brenz, 875, eine noch vorhandene, ihres Alterthums wegen weit und breit bekannte Kirche. Arnulf einer der kaiserlichen Nachfolger, bestätigte diese Schenkung mit der Erlaubniß, das Stift einmal entweder dem Stifte St. Gallen, oder Reichenau einzuverleiben. 895 vermachte Luitprand richtig das Klösterlein Faurndau dem Stifte St. Gallen mit Zugehör. Unter dem Abte daselbst, Notkar † 977, trifft man das Kloster Faurndau als den Verweisungsort eines ungehorsamen Mönchs. Von da an schwiegen Jahrhunderte von Faurndau, bis es als eine Besitzung der Freiherrn v. Rechberg genannt wird. Diese Linie der Rechberger nannte sich im 14. Jahrhundert Rechberg von Faurndau. Von der Kirche daselbst ist erstmals 1227 die Rede. Sie hat viele Rechberg'sche Begräbnisse. Johann

v. Rechberghausen war im Jahre 1348 Vogt, und sein Sohn Engelhardt Probst des Stifts. Im 15. Jahrhundert gehörte der Ort durch Heirath einem Ulrich v. Aselfingen 1431 wurde die Capelle zu Jebenhausen dem Stifte Faurndau einverleibt. 1467 war der Probst zugleich Pfarrer des Orts, und die Frühmeßpfründe wurde in ein Canonicat verwandelt. 1506 kam Faurndau von der Zillenhard'schen Familie an Württemberg. Die Wohnung der Stiftsgeistlichen scheint das jetzige Pfarrhaus gewesen zu sein, dessen Wohnstock natürlich aus neueren Zeiten stammt. Die Kirche ist in ihrer Anlage, Stil und Verzierung vorgothisch. Besonders sind daran die Verzierungen am Chor, an dessen Außenseite von einem gewandten Meisel bearbeitet worden. Nur wenige Neuerungen befinden sich an diesem Gebäude, das sich in ganz gutem Zustande befindet. Der l. Gott erhalte es noch lange darin!

Zwischen Faurndau und dem großen Dorfe Uhingen sehen wir zur Linken auf der Höhe ein etwas modernes schloßartiges Gebäude, es ist

Filseck; es dient gegenwärtig der Landwirthschaft. Der Eigenthümer desselben ist: Freiherr Friedrich von Münch, baierischer Kammerherr. Das Schloß, in einer Urkunde von 1302 Castrum Vilsegge genannt, solle schon vor 600 Jahren dagewesen sein, anfänglich den Grafen von Aichelberg gehört haben, von welchem im Jahre 1318 Graf Eberhard von Württemberg die Burg von Vilsegge kaufte. Von da gieng sie auf die Rüssen oder Reuß von Kirchheim über, von denen Einer auf dem Hohenstaufen saß und den Reißaus nahm. Ein Balthasar Moser, Bürgermeister von Göppingen, kaufte es 1568 um 14,000 fl. und der Kaiser Maximilian II. erhob ihn in den Adelstand. Um 17,000 fl. wurde es an Freiherrn von Gemmingen, und von diesem 1596 an Freiherrn Burkhardt von Berlichingen verkauft. Von da gieng es über an die Herren von Bohenstein 1617, 1650 an den Herrn Georg v. Fischer. Oberst v. Zweisel

verkaufte es 1700 um 24,000 fl. an die Abtei Schönthal; 1721 wurde ein General Leutrum sein Besitzer, und 1748 erhielt es der Ahnherr des vorhin genannten Herrn v. Münch um 32,000 fl. Das Schloß selbst ist etwa vor 200 Jahren in seinen jetzigen Stand gesetzt worden. Viele Güter sind dabei, die im guten Stand erhalten sind. Verfolgen wir die Straße weiter nach Uhingen, so kommen wir nach Ebersbach, einem Marktflecken von 1400 Einwohnern, bekannt auch durch einen gesuchten Pferdemarkt. Seinen Namen verdankt ohne Zweifel der Ort den Ebern, welche in uralten Zeiten an dieser Stelle einen bequemen Anlauf zum Flüßlein Fils hatten. — Herwärts von Ebersbach sehen wir

Rechberghausen, damit verbunden Oberhausen, und der Schloßhof mit Schloß und dessen Kirche, rechts auf der Höhe. Einwohner katholischer Confession: 738. Gehörte ehemals dem ritterschaftlichen Canton Kocher. War ehemals ein Städtlein mit Mauern und drei Thoren, wovon nur noch eines da ist. Das alte Schloß hat sich im Jahre 1721 verjüngt und ist alles neu an ihm geworden. Die Kirche ist 300, und die Capelle daneben, die Sakristei 600 Jahre alt. Die auf der Höhe befindliche Kirche ist die Gottesackerkirche, erst seit 1707 erbaut. Der Ort schon im 12. Jahrhundert Rechbergisch bis 1789; — angekauft 1789 von dem Herrn Grafen Christoph August v. Degenfeld-Schomburg um 150,000 fl. Ferner sind es die Dörfer und Weiler Wangen, rechts von da Oberwälden und unter Wangen Bartenbach, ein Filial von Göppingen, Lerchenberg gleichfalls, Hohenrain, Filial von Hohenstaufen, am Fuße desselben und dessen Felsenplatte, „die Spielburg" genannt. Kehren wir in diesen Revieren zum Hintergrund unsere Augen, so sehen wir am Fuße der fernen Alb das große Dorf Bissingen mit 1700 Einwohnern. Dettingen unter dem Schloßberg Teck. Letzteres ist ein Marktflecken von 2300 Einwohnern, und liegt in einem

Obstwalde begraben. — Der Dörfer, Weiler und Höfe, wovon bei den erstern kaum ein Thurm zum Vorschein kommt oder ein paar Häuser, sind in dieser Richtung viele sichtbar, und können deßwegen nur von Solchen erkannt werden, die in diesen Gegenden zu Hause sind. — Schauen wir über Wangen hinweg in die weitere Ferne über Ebersbach hinaus zu der Höhe, so breitet sich ein weites mit Dörfern reich besätes fruchtbares Feld vor unsern Augen aus; man heißt es

die Filder, ein wahres Gartenland, und ist die Heimath des in Schwaben beliebten Sauerkrauts. Die hierzuland Bekannten mögen sich freuen, ihre Heimath zu schauen, und den Unbekannten die Orte nennen, die hier zu Gesicht kommen. Die Krone dieses Gau's, rechts hinaus von Ebersbach, über einen Hochwald hinweg ist zu schauen

Hohenheim, das uns eine seiner Breitseiten im Glanze der Morgensonne zeigt. Dieses ansehliche Bauwesen, das schon aus der Ferne große Vorstellungen erregt, ist ein von Herzog Carl Eugen erbautes Lustschloß. Es ist nach allem damals herrschenden Geschmack aufgebaut und nichts daran gespart worden. Umgeben wurde es mit allen zu einer glänzenden Hofhaltung erforderlichen Nebenbauten, und ein großer Lustgarten schloß sich an das Hauptgebäude an, und eine ausgedehnte Markung zum Dienste der Landwirthschaft gehörte dazu, die durch Ankäufe von den benachbarten Markungen sich vergrößerte. Der Platz ist gut gewählt in jeder Hinsicht. — Von der Zeit an, wo der selige Herzog den Vorsatz faßte, ein anderer Mensch zu werden, erkor er sich Hohenheim zu seiner zweiten Residenz, und die Frau Herzogin Franziska leistete ihm Gesellschaft. Sie that ihr möglichstes, ihren Herrn Gemahl in seinen guten Vorsätzen zu bestärken — mit ausdauernder Liebe und Sorgfalt. Zu Hohenheim unterzeichnete er seine herzoglichen Decrete, und zu Hohenheim empfieng er die von der Hofsitte gebotenen Jahresgratulationen. Unter diesen Gra-

tulanten befand sich auch, laut Familienchronik, der selige Ehni des Hausfreundes, als der Deputirte des Seiner Durchlaucht in Dero unbußfertigen Zeiten verhaßten Kirchenraths, welcher in der Kirchenrathskutsche vierspännig an den Neujahrstagen nach Hohenheim fuhr, um daselbst in folgender Galla-Uniform seinen Reverenz zu machen: im blauen Sammetrock mit goldenen Knöpfen und goldbortirten Knopflöchern, kurzen schwarzen sammetenen Beinkleidern, einen Degen an der Seite, weißen seidenen Strümpfen, einer seidenen Battenweste bis zu den Knieen, und Schnallenschuhen; einer gepuderten langen Perücke, und einem kleinen dreieckigen Hütlein; in Händen, umgeben von großartigen Hemdstrichen, einem purpurrothen gold-gestickten und gespickten Beutel, um diesen Sr. Durchlaucht allerunterthänigst zu überreichen. Das Conterfei dieses Aufzugs hat der Hausfreund in seinem elterlichen Hause oft darum besehen, wenn er der Zopf- und Perücken-Zeit und ihrer wunderlichen Affairen gedachte. — Nach dem Tode des Herzogs übersiedelte bekanntlich die Frau Herzogin nach Kirchheim u. T., wo sie starb. Seitdem war das schöne Hohenheim eine geraume Zeit schon ganz und gar vergessen, und wenn man je seiner von Oben herab oder eigentlich von Unten her gedachte, so holte man etweder etwas von da, oder es mußte sich einer Bürde unterziehen, die nicht zu seiner ursprünglichen Bestimmung paßte. Die Nachfolger des seligen Herren wendeten ihre Augen anderswohin, wenn sie ein Vergnügen suchten. Die Nächsten desselben waren auch alte Herren, die keinen sonderlichen Drang verspürten, sich auf der Höhe niederzulassen, und blieben lieber im Thale. Der junge Herr, der nachmalige König Friederich, bezeugte auch kein Verlangen, seiner umfänglichen Persönlichkeit zuzumuthen, ihre Lust in den Regionen des Bopsers zu suchen, und er legte sich seine Lustschlösser auf einer andern Flanke an. Ihn freute seine Haupt- und Residenzstadt Stuttgart zu erweitern und zu verschönern, und

Ludwigsburg mit den Annehmlichkeiten eines Lustschlosses zu versehen. An Hohenheim dachte er nur, wenn er glaubte von dort etwas zu seinen Bauten in Stuttgart und anderswo verwenden zu können. Einer solchen gnädigen Erinnerung hat die Stuttgarter Königsstraße ihren Marstall zu verdanken. Und eine landesväterliche Fürsorge für seine Residenz war es, welche Hohenheim die Ehre erwies, einen Militärspital, in welchem die Nervenfieberkranken untergebracht wurden, in seinen Nebengebäuden zu beherbergen. In dieser Zeit war es, wo auch der Hausfreund, der Enkel jenes Kirchenrathsgratulanten, aber nicht in einer vierspännigen Kutsche, nicht in Sammt und Seide noch mit dem Degen an der Seite, sondern mit des Schuhmachers Rappen und in einem Studentenflügel, einem Ziegenheiner an der Hand, den Bruder Feldwebel als Reconvalescenten besuchte, und aus seiner magern Börse ein weniges servirte.

Diese Zeit schmählicher Vergessenheit und Herabwürdigung einer ehemaligen fürstlichen Residenz nahm ein Ende von der Stunde an, wo König Wilhelm die Regierung antrat. Zwar ein Aufenthalt desselben wurde Hohenheim nicht, aber der Wohnsitz wurde es einer Anstalt, die sich einen Ruhm in allen deutschen Landen und weit darüber hinaus erworben hat, nämlich: die Landwirthschaft mit ihrer Zwillingsschwester, der Forstwissenschaft, wurde zu einer Wissenschaft gekrönt, und es ward ihr vom gütigen Landesherrn eine Academie oder sogenannte Universitäts-Facultät in Hohenheim errichtet, wo man sie studiren kann, um sie dereinst zum größtmöglichsten Nutzen betreiben zu können, von einer sklavischen Anhänglichkeit an das Herkommen zu befreien, und das Bewußtsein ihrer Vervollkommnungsfähigkeit zu begründen. Mit dieser Verwendung würde selbst der selige Gründer dieses Schlosses mit Freuden einverstanden sein, und er würde sich unter diesen Musensöhnen gewiß mit derselben Freudigkeit umsehen, wie er

sich an seinen Academisten in Stuttgart zu seiner Zeit ergötzte.

Wie bereits erwähnt wurde, so gehört eine bedeutende Markung zum Schlosse. Diese dient der Anstalt als Musterwirthschaft. Musterwerkstätten, in welchen landwirthschaftliches Geräth verfertigt wird, sowie eine Sammlung von allerlei in- und ausländischen Werkzeugen der Landwirthschaft und ein in die genannten Wissenschaften einschlagendes Naturalien-Kabinet sind vorhanden. Die schönsten und rarsten Sorten und Exemplare von Thieren, die der Landwirthschaft dienstbar sind, oder die sich in den vaterländischen Wäldern aufhalten, sind in geräumigen, wohnlichen und sauber gehaltenen Stallungen, und die letztern ausgebälgt in hellen und heitern Zimmern und Sälen zu sehen. Hier wird, was irgendwo ein kluger Kopf zu Gunsten der Gewerbe und der Land- und Forst-Wissenschaft ersonnen hat und in Vorschlag bringt, auf Gerathewohl probirt, und wird es probat erfunden, so wird es in den landwirthschaftlichen Blättern von Hohenheim jedermänniglich zur Nachahmung kund gethan und empfohlen. Neben denen, welche sich hauptsächlich auf die Landwirthschaft als Wissenschaft legen, und nicht im Sinne haben, in derselben mit eigenen Händen zu practiciren, werden auch Landbaumänner angenommen, d. h. solche, die neben dem unentbehrlichsten theoretischen Unterricht auch zur practischen Anwendung einer regelmäßigen Behandlung der Landwirthschaft angehalten werden. Diese Landbaumänner sind Söhne sogenannter „Bauern" auf dem Lande, welche zu Haus bereits einen guten Grund in den Hauptverrichtungen der Landwirthschaft gelegt haben, und deren Arme und Fäuste gehörig erstarkt sind, um allen mühsamen Anforderungen mit Ausdauer genügen zu können, und jetzt nur noch etlicher Cultivirung bedürfen, um mit Verstand ihre Sachen künftig betreiben zu können. Von diesen haben die jungen Herren, welche in der Lage sind, und voraussichtlich

sein werden, gerade nicht selbst die Hand an den Pflug legen zu müssen, durch Augenschein unter der Leitung der Lehrer die Handgriffe und Vortheile zu erlernen, welche dieser Zweig der practischen Landwirthschaft erfordert. — Nach diesem letzteren Muster bestehen auch anderwärts landwirthschaftliche Anstalten, auch Schulen für Ackerbauknechte, welche aber bereits wieder eingegangen sind. Ja man hat die löbliche Absicht, im ganzen Lande auf die Errichtung von Fortbildungsschulen anzutragen, in welchen den jungen Leuten, die irgend ein Gewerbe oder die Landwirthschaft zu ihrem Fortkommen erwählen, ein darauf sich beziehender Unterricht ertheilt werden solle.

Dieses Alles geht von diesem Hohenheim aus, das wir jetzt vor Augen haben, und das uns freundlich zu einem Besuche einladet, um uns augenscheinlich davon zu überzeugen, wovon der Hausfreund spricht, welcher Hohenheim als Residenz noch angetroffen hat, da er geboren ward, der es in seiner Jugend im Zustande der Vergessenheit und später als Lazareth sogar gesehen, und in der neuesten Zeit an der Spitze einer kleinen Schaar von Lehrlingen der Landwirthschaft, als eine florirende Land- und Forst-Wissenschafts-Universität besucht und begrüßt hat.

Auf ziemlich gleicher Linie mit Hohenheim — herwärts sehen wir die Dörfer Börtlingen, Birenbach und zunächst oberhalb Börtlingen auf sonnigem Feldplane:

Adelberg, ein ehemaliges Prämonstratenser-Kloster, gegründet von einem frommen Ritter, am Hofe des Kaisers Friederich Barbarossa, Namens Volknand. Zur Zeit, wo dieser Kaiser kurz vor seinem großen Reichstagsfest zu Mainz seiner Väter Burg Hohenstaufen besuchte, bestätigte er diese Stiftung und beschenkte sie reichlich. Seine Stammburg und die Colonie am Berge verleibte er diesem Kloster ein. Letztere hatte ihre Gefälle dahin zu entrichten und von ihm ihre Priester zu empfangen. So lange die Hohenstaufen exi-

stirten, kam und blieb das Kloster im Flor und in der Ordnung. Seine weitere Geschichte von dem Ende der Hohenstaufen an bis zur Reformation war die der meisten Klöster; es gieng abwechselnd gerad, und ungerade darin zu. War das letztere zur Zeit des Bauernaufruhrs der Fall, so kam sein jüngster Tag zur gelegenen oder ungelegenen Zeit, wie man es nimmt. Denn ein sogenannter „heller Bauernhaufen" welcher ohne Unterschied allen Klöstern den Untergang geschworen, wenn er sie erobern könne, berannte auch Adelberg, das sich solchen Ueberfalls nicht versah, bezwang, verbrannte und verwüstete das, was nicht nieth-, nagel- und feuerfest und nicht in Säcken transportabel war. Alles jedoch gieng nicht in Flammen-auf, sondern blieb an seinem verborgenen Orte, von wo man es später wieder holte; aber auch nicht alles wurde wieder geholt, wohin es der Eigenthümer verbarg, und dieser starb, und nahm das Geheimniß des verborgenen Schatzes in die Ewigkeit hinüber. Eine Kapelle steht noch, und dient der evangelischen Gemeinde zu ihrer Kirche, und hie und da streckt eine Ruine ihr trauriges Haupt empor; auch sieht man noch ziemlich viele Ringmauern des alten Klösters, und andere einzelne Gebäude, über deren ehemalige Bestimmung man nicht im Reinen ist. —

Daß die Bauern, welche Adelberg zerstörten, aus vorhin angeführten Ursachen nicht alles mitgenommen haben, was transportabel war, beweist folgende Begebenheit, die ein Beleg ist für die Wahrheit eines Versleins aus unserm Gesangbuche:

„Oft ist ein ungestörtes Glück viel schwerer noch zu tragen,
Als selbst das widrige Geschick, bei dessen Last wir klagen."

Es reiste einmal der Hausfreund, dessen Schusters-Rappen müde geworden waren, mit einem Postwägelein, und hatte den Postillon zu seinem Nebensitzer, — auf der Landstraße von Schorndorf nach Göppingen. Unterwegs giengen dem Postillon die Schleußen der Redseligkeit auf, und er kam unter

Anderm auf Adelberg zu sprechen, als wir dieser Reliquie bei Oberberken ansichtig wurden. Dort, sagte er, in Adelberg hat auch einmal Einer geglaubt, sein Glück zu finden, und ist ihm zum Unglück geworden. Wie so? fragte der Hausfreund. Und er erwiderte: ein Meister Conrad war in diesem Revier, der galt mit Recht bei Jedermann für einen rechten Mann, der durch Fleiß und Rechtschaffenheit sich emporgebracht hatte, und just daran war, sich ein eigenes Haus zu bauen. Er liest in der Zeitung, daß einer der Ueberreste vom alten Kloster Adelberg auf den Abbruch verkauft werden solle. Der Meister Conrad geht darauf los, und er erhält es. Beim Abbruch — was geschieht?! Zum Glück war er dabei, als man einen Stein aus der Mauer brach und sich ein Schatz von mehrern tausend Gulden Werth in einem Kistlein vorfand. Dem Manne liefen die Augen über vor Freude, und wer davon hörte, und kein Neider war, freute sich mit ihm, weil man es ihm wohl gönnte. Aber es gieng curios mit ihm. Dieses unverhoffte Glück machte ihn kratlich. Der Bauplan wurde kostspieliger, das Arbeiten wollte ihm kein Stück mehr geben; das Sitzleder war hinweg, und war bald ein neuer Stammgast in dem Wirthshaus zum Adler zu jeder Tag- und Nachtszeit? Unser Meister Conrad, der vor einem Jahre noch einen Sechser zehnmal in der Hand umdrehte, bevor er ihn dem Wirthe gab, meinte, der gefundene Schatz habe keinen Boden. Er hatte aber einen, der nach wenigen Jahren zum Vorschein kam, und ehe man sichs versah, so wurden Meister Conrads Haus und Hof zum Verkaufe von der Obrigkeit ausgeboten. Aus wars mit der Herrlichkeit. Wen aber sah man nachher wieder unermüdet seinem Handwerk obliegen, und nimmer in dem Wirthshaus? Antw. Den Meister Conrad, und er sagte: es sei ihm nie so wohl gewesen, als wirklich, wo er wieder von Vornen anzufangen gehabt habe. — So hat der Postillon erzählt und getrost seinem Braunen einen Fitzer ge-

geben, und dazu gesagt: unser Herr Gott weiß wohl, warum er der Gaise den Schwanz nicht länger wachsen läßt; wer weiß, was ich mit dem Adelberger Fund angefangen hätte?! Gegen diese Nutzanwendung hatte der Hausfreund nichts einzuwenden, — und das ist das

Dörflein Oberberken, wo der Postillon mit einem lehrreichen Exempel seinen Text belegte. — Zwischen Oberwälden und Börtlingen hinausgesehen liegt für uns unsichtbar, weit dahinten, bekanntlich von drei Seiten von Bergen eingeschlossen, die Hauptstadt unsers Vaterlands. Ueber Adelberg hinaus treten uns auch mehrere nette Hügel in der Richtung zwischen Hohengehren und Aichschieß vor die Augen — gegen das für uns unsichtbare Waiblingen und Cannstatt und noch weiter gegen den Hintergrund hebt sich das ebenso bevölkerte als fruchtbare Strohgäu. — Weiterhin rechts sehen wir etliche Dörfer und Höfe und Weiler, unter welchen wir, als zum Thal gehörig, nur Wäschenbeuren, das bereits erwähnte zum Wäschenschloß gehörige Dorf anführen und die Stadt Welzheim, nichts mehr, wovon eine Geschichte gemeldet werden könnte. Alles andere, was wir hier sehen, gehört zum Gebirgs-Panorama; Welzheim schließt den Umkreis. Es ist diese Stadt der Sitz von Bezirksbehörden, und zählt mit seinen 21 Filialien 4700 Kirchengenossen. Wir sind hiemit am Ende unserer Rundreise im Thal.

B. Die Bergreise.

Die Welzheimer Berge und der Welzheimer Wald bilden den Hintergrund unserer Aussicht gegen Norden über das Schloß Büren oder Waschenschloß hingesehen. — Vor vielen Jahren kam einmal der Hausfreund diese Höhen herab von Welzheim her, als ihm folgender majestätisch-schöne Anblick zu Theil wurde: der ferne Hintergrund der langen Albkette vom Rosenstein an bis zum Ausläufer derselben bei

Grafenberg, lag im tiefblauen Wolkenschatten, und ernst und feierlich ragten ihre Häupter in den düstern Horizont. Vor ihnen aber stund im Sonnenglanz auf einem weiten sonnigen Plan der schlanke Gipfel des Hohenstaufen und mit ihm in der nämlichen günstigen Beleuchtung der Hohenrechberg und Stuifen. Der Staufen aber stund mitten vor der Albfronte, einem Feldherrn, einem Kaiser gleich, welcher Heerschau hält, bevor er mit seinem Heere in den Krieg zieht; Rechberg, sein Reichsmarschall, der Stuifen, sein Feldzeugmeister, ihm zur Seite. Der Hausfreund zog seinen Hut ab vor dieser Majestät, und wird ihn nie vergessen, diesen Anblick, den ohne Zweifel die Bevölkerung des Welzheimer Walds auf der Höhe schon oft gehabt hat und haben wird.

An die Höhen des Welzheimer Walds, über welche die des Murrhardter Walds hinausragen, reihen sich die Limpurger Berge, und an die schließen sich Ellwanger Berge an, hinter welchen bei Dinkelsbühl in Bayern der Hesselberg seine Hügel erblicken läßt. Im Bereich der Limpurger Berge schaut hoch her zu uns herüber Frickenhofen, ein evang. Pfarrdorf, unweit der Straße nach Gaildorf und Hall. Nicht gar weit davon, rechts hinüber, bei Sulzbach am Kocher erblicken wir das Schloß Schmidelfeld nahe am Horizont. Aus den Ellwanger Bergen ragt auch der Hohenberg hervor. Vermuthlich hängt die Geschichte dieses Bergs mit der der Grafschaft Hohenberg im Schwarzwaldkreis zusammen. Nicht weit zur Rechten vom Hesselberg erhebt sich der Anfang der württemberg'schen Alb,

Der Aalbuch. Dieses Gebirge mit seiner Hochebene schiebt auf derselben eine Hügelreihe von Nord-Osten nach Süden, die sich über Heidenheim hinaus erstreckt, und die Aalbuch-Ebene von dem Härtfeld scheidet. Zwischen diesen Hügeln befinden sich die Hauptniederlagen Württembergs in Eisen-Schmelzen- und Hämmern-Bergwerken zu Wasser-Alfin-

gen, Königsbronn, Itzelberg, und die von der bei Königsbronn entspringenden Brenz getriebenen Fabriken zu Heidenheim, Mergelstetten, Bolheim. Gegen uns her streckt sich der Aalbuch bis zu dem Gebirgsvorsprung, den man Rosenstein nennt, und der sich gegen Süden zieht bis zum Hohenstein, welcher das obere Filsthal begränzt. Die Höhen dieses Gebirgszugs belaufen sich von 2000′ bis 2300′. So viel vom Aalbuch im Allgemeinen; seine merkwürdigsten Bergkuppen sind:

Der Rosenstein mit Burg-Ruine, 2249′ hoch. Die Geschichte weiß weiter nichts davon zu sagen, als daß sie ein sehr festes Raubnest gewesen seie, und den Reisenden wegen der Hurtigkeit und Tapferkeit ihrer Herrn sehr gefährlich war. Nichtsdestoweniger ist sie im Jahre 1290, als Kaiser Rudolph auszog, um dem Unfug des Faust- und Raub-Rechts ein Ende zu machen, nebst andern 70 Burgen genommen und zerstört worden; die Einen sagen: mit Hülfe eines Gewitters, das in die Burg geschlagen, während die Herren derselben eine Kapelle überfielen und sie ihres Schmucks beraubten, und so der kaiserlichen Execution zur rechten Zeit Thor und Thüre geöffnet wurden; die Andern lassen sie durch eine von einer Buhldirne verrathene geheime Thüre in die Burg gelangen und ihrer Meister werden. Nach der Zerstörung der Burg habe sich die Familie von Rosenstein nach Schweden begeben, wo man noch jetzt Sprößlinge antreffe. Aber auch in Württemberg habe es noch bis 1484 Rosensteine gegeben. Von da an kam die Herrschaft Rosenstein mit Ruine abwechselnd in den Besitz der Edeln von Rechberg, Attingen, des Kaisers Carl IV., des Grafen Eberhard, des Greiners, derer von Wöllwarth von Frauenberg; zuletzt verblieb es unter Anerkennung der württemberg'schen Landes Oberhoheit den Freiherrn von Wöllwarth, welche sich die Ruinen und ein Schlößlein in Heubach als freien Besitz vorbehielten. —

1698 starb der Tochtermann eines Herrn v. Wöllwarth, ein Herr v. Wesen, württemberg'scher Kriegsrathspräsident, welcher sich durch milde Stiftungen die Heubacher so sehr zu Dank verband, daß sie zum ewigen Gedächtniß seine Waffen von Kopf bis zu Fuß im Chor ihrer Kirche aufhiengen.

Den Namen Rosenstein verdankt der Berg einer sehr schönen wilden Rosenart, die in großer Menge daselbst wächst. Außer den großartigen Ruinen bietet auch die Natur Seltenheiten an, z. B. die Höhlen, das kleine und das große Haus, das letztere auch die „Scheuer" genannt, welche unter sich und mit der Burg in Verbindung standen, und noch vor 80 Jahren gangbar gewesen seien, wie die Heubacher behaupten. Auch an wunderlichen Sagen ist der Rosenstein reich, welche aber so abentheuerlich lauten, daß es der Hausfreund schier nicht über sich vermag, sie nachzusagen: z. B. von einem Herrgotts-Tritt und einer Teufelsklinge, in welche Satanas nach der vergeblichen Versuchung des Herrn hinabgestürzt worden seie; und der Rosenstein sei der Berg gewesen, auf welchem der Teufel dem Herrn Jesu die Reiche der Welt gezeigt habe; die lange Zeit sichtbar gewesenen Fußstapfen seiner Reise zu der Stelle, von wo er sie Ihm zeigte, seien der sogenannte „Herrgottstritt". Welche Finsterniß mag doch zu jener Zeit die Christenheit beherrscht haben, in welcher möglich war, just den Rosenstein als den Ort zu bezeichnen und glaublich zu machen, daß von da aus sich das Bewußte zugetragen habe! Eine liebliche Aussicht öffnet sich von dieser Höhe.

Das Städtlein Heubach, am Fuße des Rosensteins, habe in uralten Zeiten als ein Dörflein, älter als die Staufenburg, älter als Gmünd, Ulm und Stuttgart, auf dem Berge gelegen. Weil aber den Bewohnern das Bergsteigen entleidete, so haben sie sich nach und nach unten am Berge angesiedelt, und sie befinden sich bis diesen Tag wohl dabei.

An der Felsenwand, die für unser Auge mit dem Rosenstein

beginnt, an welcher und jetzt unsere Blicke hängen, verfolgen wir den weitern Lauf des Gebirgs hinter dem Rechberg, und wir begegnen — bemerkenswerth dem

Bernhardsberg, einer ehemaligen Wallfahrt, welche später auf den Hohenrechberg verlegt wurde; — Von da dem

Heldenberg; woher er diesen Namen hat, weiß man nicht; von da zum

Messelberg, den höchsten in dieser Gebirgsreihe, 2337′ hoch. Wo er am höchsten ist, steht ein Kreuz. Eine Straße ist an ihm bemerklich, die auf die Höhe seiner Alb führt. Weiter ist bemerkenswerth der

Scharffenstein, eine Schloßruine auf einem gar niedlichen Bergkegel. Dieser lehnt sich nur an die Bergwand, und ist nicht, wie die vorhin genannten, eines mit ihr. Eine Staatsarchiv-Urkunde von 1194 erwähnt eines Gotefridus de Scharphinberc. Zu Anfang des 14. Jahrhunderts ist das Castrum Scharphenberg bereits Rechbergisch. Darauf wurde es auch Helfensteinisch, von wo es schon 1379 wieder sammt „Lut und Gut mit Buw" um circa 3000 fl. Rechbergisch wurde, und blieb's bis 1732. Hier machte dieses Besitzthum kleine Abstecher, unter anderm an Württemberg, von wo es wieder 1740 gut Rechbergisch wurde und blieb. Von Burgvögten und Caplanen und Jägern wurde es seit einem paar Jahrhunderten bewohnt, und zuletzt von einer Jägerwittwe, welche die Gewitter, die es öfters trafen, daraus vertrieben. Seitdem ist es eine schöne Ruine, welche sehr zur Erdichtung von allerlei Mährlein einladet. — Nun zum Flügelmann dieses Gebirgsstamms, zum

Hohenstein, welcher gegen das obere Filsthal eine lange mit Wald bewachsene Wand bildet und seine 2000′ hoch ist. Geschichtliches ist nichts von ihm zu sagen. Von seiner Höhe übersieht man das Filsthal in seiner Länge und Breite und in seiner ganzen Herrlichkeit. Zu seinen Füßen die Burgruine Staufeneck, und zu beiden Seiten eine fruchtbare mehr oder

minder hohe Ebene, die bis an den Fuß der Alb und an den der drei Berge Staufen, Rechberg und Stuifen sich hinzieht. Ueber seinem Haupte erblickt man bei reinem, heitern Himmel, entweder kurz vor oder kurz nach einem Regenwetter, Morgens und Abends vor dem Aufgang und nach dem Untergang der Sonne die Allgäuer Berge, unter welchen der höchste — von hier aus sichtbare die Zugspitze, — 9000′ hoch.

Bevor wir weiter fahren nach der rechten Seite, kehren wir zu unseren Bergrücken zurück, welcher die Thäler der Fils und Rems scheidet. Auf diesem Bergrücken, auf welchem die Hohenstaufen-Kuppe ruht, und der sich von Westen nach Osten zieht, unter dem Namen „Ausruck“ dem fruchtbarsten Gelände der hiesigen Markung, und dort, wo der Hohenrechberg auf ihm lagert, zur Rechten biegt, den Stuifen auf seinen Rücken nimmt, und mit dem Ramsberg und mit Staufeneck endet, weilt jetzt unser Augenmerk. — Zwischen diesem Bergrücken und der mit dem Hohenstein endenden Aalbuch-Alb führt von Süssen aus eine Poststraße nach Heidenheim. Nach einer Stunde Wegs von Süssen ab auf dieser Straße in Donzdorf, der gegenwärtigen Residenz der Herren Grafen von Rechberg, führt zur Linken ein Sträßlein nach Gmünd, Aalen, Nördlingen u. s. w: Auf diesem Sträßlein passirt man unter andern Ortschaften auch das vorhin erwähnte Dorf Wisgoldingen, am Fuße des durch seine Versteinerungen berühmten Stuifenbergs und man ist auf dem geraden Wege zum Hohenrechberg und dessen Schloß, das wir jetzt vor uns haben, und dessen Anblick sowohl als seine Geschichte unsere Aufmerksamkeit beschäftigen wird. Man hat demnach an

Hohenrechberg zu unterscheiden Schloß oder Burg Rechberg und Hohenrechberg, den Wallfahrtsort.

a. Der Wallfahrtsberg. Statt des alten Kirchleins, das man auf der Stiftungstafel in der Johanniskirche in

Gmünd conterfeit sieht, ist seitdem eine neue stattliche Kirche auf Hohenrechberg gebaut worden, und ist die Pfarrkirche der beiden am Fuße des Bergs und der Burg liegenden Weiler gleichen Namens, und wird als Wallfahrtsort „zur schönen Maria von Rechberg" noch heute von den katholischen Inwohnern der Umgegend fleißig besucht. Aber auch eine andere Wallfahrt ist dieser Ort an Sommertagen wegen seiner schönen Aussicht, und wegen der auf demselben gegebenen Bequemlichkeit, dieselbe zu genießen. Der Ortsgeistliche ist auf dringendes Bitten des wallfahrenden Publikums legitimirt worden, dem lechzenden Wanderer eine Erfrischung von Speise und Trank, in Bier und Brod, auch nöthigenfalls noch etwas mehr, was die Gesundheit erfordert, zu reichen, und in seinem Hause aufzunehmen, wann ihn Sturm und Regen überfallen. Eine schattenreiche Linde ziert und erfrischt den Platz und den Fremdling, eine Karte und ein gutes Fernrohr steht ihm zu Gebot, und ist er genöthigt seine Zuflucht in die geistliche Herberge zu nehmen, so kurzweilt ihn das „Fremdenbuch", in welchem die Wallfahrer zur schönen Aussicht ihre Namen und mancherlei Bemerkungen, Wünsche und Gefühle eintragen und schriftlich hinterlassen. An Sonn- und Feiertagen ist dieser Berggipfel ein gar beliebter Vergnügungsort der Gmünder, und nicht selten wird die Lustbarkeit auch dadurch erhöht, daß die Regimentsmusik der zu Gmünd den Sommer über wegen der Schießübungen garnisonirenden Artillerie sich daselbst hören läßt. In einem Contrast zu dieser Lustbarkeit steht — nun freilich! der in nächster Nähe befindliche Gottesacker der Gemeinde, welcher, wer dafür empfänglich ist, in so ferne an seinem Platze ist, als er die Fröhlichen zur Mäßigung der Freude mit Ernst ermahnt. Es wird aber von dem Ortsgeistlichen gehörig Sorge getragen, daß dieser einer frommen Wallfahrt geweihte Ort nicht gröblich entweiht wird, was auch um so leichter gehandhabt werden kann, als es meistens Leute aus gebildeten

Ständen sind, die der schönen Aussicht wegen sich hieher begeben, und sind diese katholischer Confession, so sind sie von selbst um so mehr beflissen, diesen Ort in Ehren zu halten.

Die aus größerer Entfernung entweder von Südwesten oder von Nordosten kommenden Fremdlinge haben es gewöhnlich in ihrem Reiseplane, den Rechberg und Staufen in einem Tage zu bereisen. Der Hausfreund rathet ihnen es so einzurichten, daß sie den Rechberg des Morgens, und den Staufen des Abends besuchen. Weil der Rechberg gegen Osten Nichts als die in seiner nächsten Nähe ragende Albwand, hinter welcher seine Sonne aufgeht, hinter seinem Rücken hat, so liegt dagegen das große Rundgemälde gegen Süden, Westen und Norden im schönsten Morgenlicht vor seinen Blicken, und ist für den Fremdling zur Orientirung in derselben der Morgen die günstigste Tageszeit; — während der Abend es für den Staufen ist. —

Der Rechberg ist etlich und 60′ höher als der Staufen. Dadurch erwachsen im Vergleiche mit der Rundsicht vom Hohenstaufen folgende Vortheile und Nachtheile. Die Vortheile sind: daß man die Reihe der Baiern'schen Alpen höher und in weiterer Ausdehnung sehen kann; und daß das Auge über die Flächen der schwäbischen Alb hin hie und da eine weitere und freiere Aussicht hat. Die Stirne der Alb selbst aber wird flacher, und die weiteren Nachtheile sind: Der Hohenneuffen und die Achalm verschwinden beinahe ganz, und das schöne Filsthal wird unsichtbar durch den Gebirgsrücken des Ramsbergs und von Staufeneck. Das Remsthal öffnet sich zwar ganz bei Gmünd, das sich in seiner ganzen Schöne zeigt; aber weiter hin zerfließen die kleineren Hügel beinahe zu einer Ebene, wie überhaupt die ganze Landschaft außer dem Hohenstaufen, zu einem von unscheinbaren Höhen umgebenen Flachlande wird, weil selbst die Alb so ziemlich wagerecht ist mit unsern mehr erwähnten drei Bergen. Das

Schönste in dieser Aussicht ist der Staufen, seine pyramidenförmige Gestalt, der schöne breite Fuß worauf er ruht, seine von üppigen Gärten umgebene Colonie, das hügeliggestaltete, von duftenden Wäldern und Feldern abwechselnd bedeckte Zwischenland von hier und dort, das zu seinen Füßen liegende, mannhafte, ehrwürdige Stammschloß der Herrn Grafen v. Rechberg, der Sitz der ehemaligen staufen'schen Reichsmarschälle. Das sind die Partieen in dieser Rundsicht, an welchen sich das Auge nicht satt sehen kann, und weßwegen es auch den Wanderer treibt, der von Nordosten herkommt, zur Vollendung seines Reiseplans, um das Schauspiel der untergehenden Sonne, umgeben von dem Staufen-Paradiese, anzuschauen. —

b. Das Stammschloß des gräflichen Hauses dieses Namens. Die Burg, das Stammschloß der Edeln von Rechberg, ist auf einen Felsenhügel gebaut, welcher durch eine hohe steinerne Brücke mit dem Wallfahrtsberge in Verbindung steht, und heute noch, obgleich sie mehrmals in Feindes Händen war, ein stattliches Aussehen hat. Im Laufe der Zeiten sind zwar theils nothgedrungen, theils aus andern beliebigen Ursachen mancherlei Neuerungen daran vorgenommen und mehrere ehrwürdige Baudenkmale, z. B. Thürme und anderes ganz entfernt oder nur gebrochen worden. Aber es ist noch genug alterthümliches vorhanden, woran sich der Alterthumsfreund erbauen kann.

Die Geschichte dieses edeln, noch heute blühenden und in wohlverdienten Ehren stehenden Geschlechts datirt sich von sehr alten Zeiten, wie die Sage lautet. Dieser Sage will nun zwar unser Schwab nicht viel Werth beilegen. Doch kann der Hausfreund aus persönlicher Zuneigung zu der Familie v. Rechberg, nicht umhin, weil er die wunderliche Grille hat, gerne zu glauben, daß ein nobles Geschlecht auch einen noblen Ursprung habe, diese Sage mitzutheilen, wie folgt:

Als es in Alemannien christlich zu tagen angefangen

hatte, wollte sich ein auf der Teck horstender Alemannenfürst nicht bequemen, in seinem Lande das Christenthum zuzulassen, und war sogar ein Verfolger seiner christlichen Nachbarn. Der bekehrte alemannische Herzog Rumelius aber nahm sich seiner Glaubensgenossen an, und rückte dem Christenfeinde auf den Leib mit einem großen Heere. Der Heidenfürst ließ nicht lange auf sich warten, und die Herren geriethen aneinander. Rumelius siegte, 13,000 Heiden bedeckten das Schlachtfeld, und unter den Gefangenen waren Vier Brüder, welche auf ihren Schilden einen „rothen Löwen" zum Zeichen hatten, und die Söhne eines Alemannenherrns gewesen sein sollen. — Sie wurden geheißen, sich auf diesem Berge anzusiedeln. Sie ließen sich taufen, erbauten diese Burg, und vergnügten sich mit der Jagd in diesen Wäldern, welche besonders von Rehen um diesen Berg herum angefüllt waren, weßwegen dieser Berg nach der alten rauhen Aussprache der Rech-Berg statt Rehen-Berg genannt wurde. Noch führen daher die Herren Grafen in ihrem Wappen auf dem Helme einen „Rehenkopf" und im Schilde „rothe Löwen."

Urkundlich wird die Geschichte der Edeln v. Rechberg erst mit dem 12. Jahrhundert. 1165 erscheint ein Conz v. Rechberg bei einem großen Turnier in Zürich, das ein Herzog Welf v. Bayern abgehalten hat. Zu gleicher Zeit wird ein Ulrich v. Rechberg genannt, welcher Marschall des Schwäbischen Herzogs- und Kaiser-Hauses war, gestorben 1202. Ein zweiter Ulrich v. Rechberg starb 1195 als Bischof von Speier, und ein Siegfried v. Rechberg starb 1227 als Bischof von Augstburg. Dieser erwarb sich während eines Kreuzzugs — 1216 — Verdienste um die Eroberung der Stadt Damiata, die den Ungläubigen entrissen wurde. — Nach dem Erlöschen des Hohenstaufen'schen Kaiserhauses hielten sich die Edeln v. Rechberg an das aufblühende Geschlecht der Grafen von Württemberg, deren

Freigebigkeit ihre Besitzungen vermehrte. — Eine Geschlechtslinie derselben blühte in Faurndau bei Göppingen. — Ein Hans v. Rechberg that sich in den Kriegen mit der Schweiz hervor. Der nämliche ist's, der unserm Herrn Grafen Ulrich v. Württemberg, dem Vielgeliebten, den Krieg mit dem bösen Pfälzer-Friz abgerathen hat. Daß er diesem Rathe weniger traute als seinen Hofschranzen, mußte er mit einer schmählichen Gefangenschaft büßen, von welcher er nur gegen ein theures Lösegeld los werden konnte.

Ob die Burg Rechberg erst mit dem Jahre 1300 den Edeln v. Rechberg erb und eigen gehörte, weil sich vor 1317 noch keiner dieser Herren als Herr von Rechberg schrieb, lassen wir dahin gestellt.

Schlimm erging es dem Gebiete dieser Herren im Städtekrieg. Die Gmünder, Haller und Rottweiler belagerten die Burg. Die Erstern verheerten das Gebiet, die Letztern eroberten die Burg, und tödteten die aus 19 Mann bestehende Besatzung. Das geschah im Jahre 1449.

An Religiosität und Kirchlichkeit zeichnete sich dieses edle Geschlecht von jeher aus, und eine Ausnahme davon war nur ein Wilhelm v. Rechberg, welcher einem übermüthigen päpstlichen Legaten, der seinem Herrn, dem Herzog Georg v. Bayern, einen päpstlichen Befehl überbringen sollte, gar unfein begegnete. — Was löbliches ein Philipp v. Rechberg als Obervogt von Göppingen gethan hat, ist bereits erzählt worden. — Ein Utz v. Rechberg war Luther mit Leib und Seele zugethan, und las alle Sonntage aus dessen Postille seinem ganzen Hause vor. Ein anderer Utz v. Rechberg aber war ein Hitzkopf, und seine Unmäßigkeit förderte ihn vor der Zeit ins Grab. — Ein edler Philipp von Rechberg war's, einer der wenigen dem verbannten Herzog Ulrich v. Württemberg treu gebliebenen Freunde, welcher den Herzog auf seinem Zufluchtsorte Hohentwiel, wenn er

wegen seiner gescheiterten Anschläge auf die Wiedereroberung des Landes in große Traurigkeit verfiel, unter anderm mit den Worten tröstete: „Herr! laßt Euch das nicht kümmern! es sind „dem Allmächtigen leichtliche Dinge, Eure Sache bald zu wen„den. In welchen Nöthen waren Euer Durchlaucht Vorfahren, „die mehr als einmal Land und Leute in den Händen ihrer „Feinde sahen, und dennoch haben sie es wieder überkommen. „Er wird auch Euer Gnaden wieder zu dem Eurigen verhelfen. „Vertrauet Ihm, bei welchem kein Ding unmöglich ist."

Im letzten Jahre des 30jährigen Kriegs, 1648, litt das Schloß sehr von den Franzosen. Doch steht es noch mannlich und fest, wie das Grafengeschlecht selbst, das von Jedermann geliebt, geachtet und geehrt ist bis diesen Tag.

Das Stammschloß wird schon längst nicht mehr von den Herren Grafen bewohnt; wie bereits erwähnt worden, so residirt, weil die Hauptlinie schon vor ein paar Jahrhunderten ausstarb, ein Zweig dieser Familie zu Donzdorf.

Mit Geisterspuck befaßt sich auch die Rechberg'sche Geschichte, die von einem sogenannten „Klopferle" meldet, welcher der Rechberg'schen Familie jeden Todesfall in ihrer Mitte verkünden läßt. Als Ursprung dieser Sage erzählt ein Bericht im Rechberg'schen Familienarchive folgende Geschichte von Ulrich II. von Rechberg und seiner Gemahlin, Anna von Venningen, vom Jahre 1496, welche Sage in Reimlein gebracht wurde, die der Hausfreund größerntheils hiemit giebt, wie folgt:

Was hilft es mir, zu schauen
Ins weite Land hinaus?
Daß sie mir ließen bauen
Auf hohem Berg mein Haus?
Wenn ich doch nicht erkunde
Den trauten Ehgemahl!
Ich späh zu jeder Stunde
Umsonst durch Berg und Thal.

Er hat mich hold umfangen
Er küßte mir den Mund,
Ist auf die Fahrt gegangen
Mit seinem treuen Hund.
Das Thier thät er mir schicken,
Ei, wie es fröhlich lief!
Es hieng ihm von dem Rücken
Die Tasche mit dem Brief.

In dunkler Burgkapelle
Sucht sie der Hoffnung Strahl,
Da betet sie so brünstig,
Hat eine Bitte nur:
O Heilige, seid mir günstig,
Zeigt seinem Thier die Spur—!“

Was hindert an dem Beten
Mit lautem Pochen sie,
Wer wagt es hereinzutreten?
Die Frau sank still in's Knie!
„Wer ist es, der mich störet
Aus meiner frommen Ruh?“
Die Herrin spricht's empöret:
„O klopftest ewig du!“

Sie tritt erzürnt zur Schwellen
Und öffnet ihm das Thor;
Da steht mit dumpfem Bellen
Der treue Hund davor. — —
Er schmeichelt ihr so bange
Und winselt und wird stumm;
Sie schaut, sie starret lange,
Doch hängt kein Brief ihm um.

Sie sitzt im Trauerkleide,
Die Todtenglocke singt,
Sie harrt im tiefen Leide,
Bis man die Leiche bringt.

Und als nach kurzen Wochen,
Sie ward zum Tode krank,
Da hörte sie ein Pochen,
Bis daß ihr Auge sank.

Erfüllt ist, was im herben, erkrankten Sinn sie bat:
Will wo ein Rechberg sterben? der ewige Klopfer naht.

Der Hund mit der ledernen Brieftasche war vormals in einem Zimmer des Rechberg'schen Schlosses Weissenstein (auf dem Wege nach Heidenheim) abgebildet zu sehen.

Einen andern Geist läßt die Sage zwischen dem Hohenrechberg und Hohenstaufen seine Spaziergänge machen, zur Herbstzeit in der Gestalt eines Lichts, das aber um die Abendglocke eine Helle verbreite wie ein angezündeter Backofen auf dem Staufen; hierauf nimmt es seinen Weg über den Aasruck nach Rechberg, ruht unter der Kirche, kehrt von da auf dem nämlichen Wege zurück nach Staufen, wo er bis zur Morgenglocke ausruht, und dann verschwindet. —

Wie erfinderisch ist doch die Ahnung der Unsterblichkeit der Seele in allerlei Sagen, und der Glauben an eine Vergeltung Jenseits läßt den armen Seelen hier und jenseits keine Ruhe! —

Der nächste Nachbar des Rechberg ist der

Stuifen, zwar der Höchste aber unwirthlichste unter diesen Dreien. Man könnte schier auf ihm reiten, so schmal ist sein Rücken und sein Gipfel. Er ist eine Steinmasse, wo kümmerlich sich kaum ein Gräslein nähern kann. Desto interessanter aber ist der Stuifen für den, welcher Merkwürdigkeiten aus dem Steinreiche sucht, wovon bereits die Rede war, bei Wisgoldingen. — Was die Aussicht von diesem Berge anbelangt, so gilt von ihr, was von der des Rechberg gesagt wurde, noch mehr, als von diesem, nämlich das Land verflacht sich allzusehr. Man sieht um ein merkliches weiter über die Albstirne größtentheils hinweg; die Thäler der Fils und Rems sind

weniger bedeckt, weil man über die Bergrücken, worauf unsere Berge ruhen, hinwegschaut. Besonders schön nehmen sich die Bayern'schen Alpen hier aus, die in beträchtlicher Höhe und Länge sich hier präsentiren. Desto verschobener zeigt sich die Alb in der Richtung nach der Teck, die allein noch recht sichtbar ist von allen jenen Gipfeln, die man von Hohenstaufen aus sieht. Kaum glaubt man noch etwas von Hohenneuffen zu erkennen. Der Bergrücken von Ramsberg und Staufeneck bildet eine sehr hübsche Partie in der Rundschau des Stuifen. Noch vorher aber der Hohenstaufen, über welchen man eine Handbreit hinwegsieht; die Thurmspitze auf Hohenrechberg berührt den Horizont. Wohl um 160 Fuß höher als der Staufen, und um 90 Fuß höher als der Rechberg ist der Stuifen. Schöner ist die Aussicht des Stuifen, als die des Rechbergs. Hauptsächlich aber übertrifft sie die Aussicht des letztern nur dadurch, daß sie den Hohenstaufen und Rechberg mit deren lieblichen landwirthschaftlichen Umgebungen zum Anblick hat; das Meiste von dem Uebrigen liegt wie eine Landkarte in flacher Ebene und in blauer, blasser Ferne da. — Nicht unbelohnt verläßt man für die Mühseligkeit des Ersteigens den Stuifen, und wir wandern mit unserm Auge dem von hier aus kaum sichtbaren

Ramsberg zu, von welchem wir nur Gebäude sehen, die nichts besonders Merkwürdiges zeigen, und von dem auch weiter nichts bekannt ist, als daß sie ein Burgstall waren, der, weiß der l. Gott, von wem erbaut wurde, später aber den Herren v. Rechberg gehörte. Wenigstens gehörte es schon 1327 Conrad v. Rechberg, damals Herr auch von Staufeneck. Des Hausfreunds Gewährsmann, der mit den Geschichten der alten Burgen vertraut ist, sagt nichts davon. — Um ein gutes Theil reicher an Geschichten und landschaftlicher Schönheit ist die Burg

Staufeneck, welche den Bergrücken schließt, auf welchem unsere drei Berge liegen. Der sie erbaute hat es verstanden

und war gewiß auch ein Liebhaber von lieblichen, malerischen Aussichten, denn besser hätte er es nicht treffen können, wenn es ihm darum zu thun war, seinem Auge einen angenehmen Ausblick zu verschaffen, weil man nicht zu hoch und nicht zu nieder stehen darf, wenn man Schönes in einer Landschaft sehen will, und es gilt auch für das Auge hier das Sprichwort: „z'litzel und z'viel verderbt alles Spiel“. Zwar liegt diese Burg so, daß sie auch einem Raubritter zu seinem bösen Gewerbe ersprießliche Dienste leisten konnte, weil man von ihrem Thurme nach allen Flanken und Straßen speculiren kann; aber die Geschichte sagt, daß diese Burg jederzeit in ehrlichen Händen gewesen seie.

Schon im Jahre 1080 hat sie ein Ludwig v. Staufen, ein Sohn Friederichs v. Büren, erbaut, derselbe, welcher zu Lorch in der Staufengruft beigesetzt wurde. Als ein hochadeliches Geschlecht an Reichthum und Ehren kommen die Staufenecker erst im 13. Jahrhundert zum Vorschein, im Jahre 1259 bis zum Jahre 1330. Aber schon im Jahre 1327 wird als Herr von (Stoffenegge) Staufeneck ein Conrad von Rechberg, der Biedermann mit dem Zunamen, genannt. 1259 verkauft ein Friederich v. Staufeneck seine Zehenten von Altbach an das Kloster Adelberg. Derselbe kommt in einer Schenkungs-Urkunde Conradins vor. Ein Domherr von Staufenegge zu Constanz, Ulricus, besiegelt eine Urkunde 1266. Derselbe Friederich verkauft alles, was er hat zu Wangen und Oberwälden, an Adelberg 1274. Deßgleichen 1302 ein Ludwig von „Stöfenecker“ seine Zehenten zu Uhingen, zu Zell bei Eßlingen. Diese Rechberge v. Staufeneck, reiche Leute, blühten bis zum Jahre 1599 fort, wo der letzte Sprößling, 9 Jahre alt, starb. Dessen Vaters einzige Schwester, M. Magdalena, trat ihr Erbschaftsrecht an den Herzog Friederich I. v. Württemberg ab. Dieser nahm sein Erbe 1599 mit Gewalt in Empfang, weil man es ihm gutwillig nicht lassen wollte; doch ließ er die Mutter des letzten Sprößlings ihren Wittwen-

sitz daselbst nehmen, und er verkaufte an sie seine Erbhälfte von Staufeneck und Salach, ein Dorf unweit davon. Die Mutter verheirathete sich wieder, und abermals wurde Staufeneck verkauft an einen Herrn von Freiberg zu Justingen. Von da gieng es über durch Kauf an Herrn v. Guyk, dessen Wittwe es wieder verkaufte an den Freiherrn Ferdinand v. Degenfeld 1655, der ein Vater war jener durch Geistesbildung und Schönheit berühmten Frau, mit welcher sich der Churfürst Carl Ludwig von der Pfalz an die linke Hand trauen ließ, d. h. die er als seine rechtmäßige, aber nicht ebenbürtige Gemahlin erkannte und liebte, und ihr den Titel „Raugräfin von der Pfalz" verlieh. Die älteste ihrer Töchter vermachte Staufeneck ihrer Nichte, einer Gräfin von Degenfeld-Schönburg 1753, deren Nachkommen es noch besitzen. —

Wie aber und aus welcher Veranlassung dieses geräumige Schloß zu einer Ruine wurde, von welcher derzeit nichts mehr als hohle und hohe Ringmauern und ein noch wohl erhaltener runder 100 Fuß hoher Thurm vorhanden sind, davon hat der Hausfreund nichts erfahren können, und auch sein wohlerfahrener Gewährsmann, der die Geschichte von Staufeneck genau untersuchte, läßt ihn in dieser Hinsicht im Stiche. — Im Jahre 1761 war das Schloß noch von einem Degenfeld'schen Obervogt bewohnt. Auch hatte im vorigen Jahrhundert noch ein Pfarrer von Salach in diesem Schlosse seine Amtswohnung, die an Aussicht der eines Pfarrers von Hohenstaufen nahe kommt. Von einem Kriege, welcher seitdem in das Land kam, ist es nicht zerstört worden. Es scheint, daß es in sich selbst zerfallen, nachdem es als unbewohnbar verlassen worden war, und daß man sich seines Materials zur Erbauung und Einrichtung der landwirthschaftlichen Gebäude des Maiereiguts bedient habe. Ein Theil der Ruinen ist erst in neuerer Zeit eingestürzt. Der Thurm aber, dessen massiver Bau von einem

unzerstörlichen Kitte zusammengefügt ist, mußten sie auch lassen stehen, wie den Staufenberg und keinen Dank dazu haben. In diesem Thurme befinden sich noch die Burgverließe, mehrere Kammern übereinander, und unter seinem Dache eine unvergleichlich schöne Aussicht zu acht Fenstern hinaus, deren jedes sein eigenes Rämenbild der Landschaft anbietet. Das muß ein kluger Kopf gewesen sein, welcher wahrscheinlich der Frau Raugräfin angehörte, deren Schönheitssinn diese geschmackvolle Anordnung getroffen hat. Auch die jetzigen Besitzer haben etwas Hübsches beigetragen zum Genusse der schönen Aussicht, nämlich: an einem wohlgelegenen Plätzlein haben sie ein einfaches Dach auf Säulen errichtet, worunter man geschützt vor der Sonne im kühlen Schatten mit aller Behaglichkeit das schöne Filsthal nach seiner Länge und Breite und in der Fülle seines Segens überschauen kann, — begränzt von der einen Seite von der Teckalb, von der andern Seite von dem ehrwürdigen Haupt des Hohenstaufen, gegen die Mitte von fernen blauen Bergen. Das Auge weicht nicht gerne von dieser Stelle, obgleich die Ruinenstätte des Staufeneck mit Wehmuth erfüllt.

Wir kehren jetzt wieder zu unserer Alb zurück, und wollen die Partie derselben, die wir zunächst ins Auge fassen die Geißlinger Alb benennen, welche an sich weiter nichts als eine Fortsetzung ist der großen Schwäbischen Alb, die wir unter dem Namen Aalbuch-Alb, die mit dem Hohenstein endet, verlassen haben, und an welche sich die Geißlinger Alb anschließt. Um aber in die Letztere zur Linken so tief als möglich hinein sehen zu können, müssen wir uns auf die äußerste Spitze der Westseite unsers Bergs begeben, und da werden wir eines Thurms gewahr an dieser Bergwand, welcher zur Burgruine

Helfenstein gehört, auf welchem ein mächtiges Grafengeschlecht thronte. Man will ihm römischen Ursprung zuschreiben. Kaiser Carl der Große soll es aus seiner südlichen Heimath wegen einer Unbill gegen Papst Leo in Gesellschaft

mit den Zollern'schen Grafen u. a. m. nach Schwaben verwiesen haben. Schon im 11. Jahrhundert thaten sich diese Herren mächtig hervor. Im 13. Jahrhundert lehnte sich ein Graf Ludwig v. Helfenstein gegen Kaiser Rudolph auf, der ihm zur Strafe dafür seine Burg Spitzenberg im Geißlinger Thale abnahm. Durch Heirath gewannen sie jedoch bald darauf eine Entschädigung in Blaubeuren. Ein Graf Ulrich III. verwickelte sich aber dergestalt in Fehden mit dem Pfalzgrafen von Tübingen, mit den Grafen v. Heigerloch und von Württemberg, daß sich Kaiser Rudolph mit aller Macht darein legen mußte, um diese Land und Leuten verderblichen Fehden nieder zu schlagen. Dieser Ulrich hat an sich erfahren müssen das Sprichwort: „Unfrieden verzehrt", denn er mußte Güter verpfänden, um seine Fehden bezahlen zu können. Doch am Auspfänden war es noch nicht, denn im Jahre 1351 empfiengen die Grafen von Kaiser Carl IV. die Burg Hellenstein mit Heidenheim und Giengen zu Erblehen; und abermals eine Heirath verschaffte ihnen vermehrtes Ansehen durch die Verschwägerung mit einem König von Ungarn, so daß die Helfensteiner an Besitzungen und Vetterschaften zu den bedeutendsten Grafschaften Deutschlands gehörten. Aber mit der Erheirathung einer reichen Fürstentochter, kehrte auch ein großer Luxus in dem gräflichen Hause Helfenstein ein. Hurtiger, als es zu Glanz und Ehren stieg, fiel es herab. Die Grafschaft war vordem zwischen zwei Vettern getheilt, und wurde gemeinschaftlich und mit Vortheil verwaltet. Der fürstlichen Frau Gräfin wollte es nicht zusagen, daß ihr Eheherr gleichsam unter Administration stehe; er solle unabhängig von Schreibern seine alte Grafschaft, und der andere Vetter ebenso seinen Antheil regieren. Gesagt, gethan! Aber es stund nicht lange an, so aßen die Schulden mit der Frau Prinzessin aus der Tischlade, und dem jüngeren Vetter, dessen Eheliebste nicht geringer wollte ästimirt, bewirthet und

bedient sein, ergieng es nicht besser. Der ältere Herr gerieth in Gefangenschaft und kam elend ums Leben. Die Tochtermänner nahmen Besitz von den Heirathgütern, und der stolzen Frau Wittwe mit ihren Söhnen blieb nichts übrig, als mit dem Ulmer Gelde sich zu helfen, und die Herrschaft Geißlingen zu verpfänden. Das Ulmer Geld stund damals in sonderlichem Ansehen laut des Reims, der bei aller Welt bekannt war:

Venediger Macht, Augstburger Pracht, Straßburger G'schütz, Nürnberger Witz, Ulmer Geld: regieren die Welt.

Die Ulmer richteten ihren Contract so ein, daß ihnen der Vogel, der an ihrer Leimruthe zappelte, nimmer entwischen konnte. Die Frau Gräfin merkte dieß wohl, war aber leichtsinnig genug, darüber zu scherzen, und nannte die Ulmer ihre lieben Söhne, die sie einmal beerben werden. Die Mönche von Blaubeuren verfuhren mit dem jüngern Vetter von Helfenstein nicht besser, als die Ulmer Herren, d. h. sie umstrickten sie mit ihren Contracten dergestalt, daß ihm nichts mehr übrig blieb als Wiesensteig. — Ein Helfensteiner Graf Ludwig kam als Commandant v. Weinsberg im Bauernkriege jämmerlich ums Leben. — Das Städtlein Geißlingen kam zuletzt ganz in die Hände der Ulmer — 1396, welche darum noch lange von Bayern, und zu allerletzt sogar noch von dem letzten Helfensteiner Grafen bis zum Jahre 1627, wo dieß Geschlecht ausstarb, angefochten wurden. Die Ulmer behielten in diesen Prozessen die Oberhand, und blieben Herrn des Städtleins, bis dieses sammt seinen Herren, nämlich den Ulmern, 1806 bayerisch und 1810 württembergisch wurde. — Das Städtlein, das man von hier aus nicht sehen kann, ist jetzt der Sitz der Bezirksbehörden, zählt 2—3000 Einwohner. — Die Geißlinger sind nächst den Nürnbergern wegen ihrer kunstfertigen Hand in Allerlei, besonders in der

Drechslerei berühmt, und ihre zierlichen, netten Bein- und andere Arbeiten sind weit herum bekannt, beliebt und gesucht. Es hat auch einen Kornmarkt und eine Papiermühle. Die Geißlinger haben zum Andenken an die von König Wilhelm gegebene Verfassung 1819 eine Eiche gesetzt. Die Wasserfälle der Rotach und das Röthelbad sind sehens- und bemerkenswerth. — Der Thurm, den wir hier vor Augen haben, ist der Oedenthurm, ein Vorwerk der beinahe ganz verschwundenen Feste Helfenstein, und predigt der Nachwelt ernst und feierlich: „eine feste Burg ist allein **unser Gott**, eine gute Wehr und Waffen" — alles andere vergeht.

Ueber die Geißlinger Berge hin hebt sich bei hellem Wetter die Fortsetzung der oberhalb des Hohensteins zu sehenden

Allgaier Alpen, welche hier mit dem Dreispitze und mit der Zugspitze beginnen, und sich fortsetzen. Es ist der Säuling oder Sollstein. An diesen reihen sich noch ein Dutzend solcher Berge von verschiedener Größe, unter welchen man das Gaishorn, den Akkenstein und den Hochvogel zu erkennen glaubt, welcher letztere über den Spitzberg sichtbar ist. — Die dem Hohenstein gegenüberliegende, das Fils-Geißlinger Thal begränzende Bergwand endet mit dem Grüneberg. In dieser Bergwand steht auch der Spitzberg, der die ehemalige Spitzenburg trug, welche den Grafen von Helfenstein gehörte. Der Grüneberg hat keine besondere, bemerkenswerthe Bedeutung, und verdankt seinen Namen nur der schönen großen grünen Fläche, die in das Thal von ihm herabschaut. Vor dieser Bergwand schlingen sich aus dem Thal bis an ihren Fuß gar schöne mit Laubholz bewachsene Anhöhen oder ein Hügelland, das zwischen Wald und fruchtbarem Feld abwechselt. Hinter dem Grüneberg schiebt sich wieder eine Gebirgswand hervor, in welcher

Fuchseck die höchste Höhe hat, etwa wie der Messelberg, an seinem Fuße das Dorf Schlath, das einmal eine gefähr-

liche Nachbarschaft an diesem Berge hatte, seiner Bewohner wegen; denn es siedelte sich eine Sippschaft daselbst an, die gerne auf ungekehrten Bänklein einkramte. Sie ist aber schon längst ausgewandert. Ein Berg,

Bausler mit Namen, schließt diese Gebirgswand; er ist kennbar an einer von einem Waldsaum begränzten Hochebene. Hinter diesem Berge zieht sich wieder ein Gebirgsast heran, genannt die

Gruibinger Höhe, nach dem Namen eines von hier aus unsichtbaren Dorfs. Dieses hat einem der Gauen des alten Alemanniens den Namen Gruibingau gegeben, und der unter den Dörfern Alemanniens genannt wird. Auf dem benachbarten Laimberg dort finden sich noch Spuren eines alten Burgstalls. Es soll dieses Dorf der Sitz der Edeln von Laimburg und Geier gewesen sein. Ein niederer Gebirgskamm, der mit dem

Thurm- und Aichelberg schließt, und gleichsam aus den Gebirgshöhen von Gruibingen herausgewachsen scheint, und vor einer höheren in die Ferne sich ziehenden Gebirgswand herzieht, macht sich bemerklich, als wollte er uns sagen, daß man ihn, obgleich den kleinsten unter den Fürsten Juda, nicht übersehen dürfe. Es war dieser größere Berg der Sitz eines Grafen von Aichelberg, und die ehemalige Grafschaft Aichelberg besaß die Stadt Weilheim u. T. und einige Dörfer und Weiler. Erstmals kommt ein Herr v. Aichelberg vor im Jahre 1131, und der letzte im Jahre 1392. Einem Grafen v. Aichelberg soll einmal der Kaiser zur Strafe seiner Feigheit in östreichischen Kriegsdiensten Wappen und Namen genommen haben. Ein Theil der Grafschaft kam nachher an die Grafen von Kirchberg, die ihn im Jahre 1344 an den Grafen Ulrich v. Württemberg verkauften; den andern Theil empfieng Württemberg im Jahre 1339 von einem Grafen Ulrich v. Aichelberg. 1594 wurden die letzten Reste der Burg Aichel-

berg weggeschleppt, und zum Bauwesen des benachbarten Bollerbads verwendet. Zwischen dem Gebirgsrücken, welcher den Turn- und Aichelberg trägt, und der denselben hochweg-überragenden in die Ferne rückenden Bergwand, welche mit dem

Breitenstein schließt, liegt das Städtlein Weilheim, und vielleicht ist der am Fuße dieses Bergs befindliche Hügel der Hahnenkammträger, eine Burgruine. Weilheim besitzt eine schöne alte Kirche, und zählt 3—4000 Einwohner. Der Breitenstein, wie er sich von hier aus präsentirt, gleicht dem Flügelmanne eines Heerbanns. Er beherrscht das Lenninger Thal und den Gebirgsflügel, der seine Stirne gegen Abend bietet. —

Unser Auge haftet jetzt an dem — dem Breitenstein südlich gegenüber liegenden Gebirgszug, welchen

die Teck krönt und schließt. Bis zum Kaiser Heinrich IV. haben wir zurückzugehen, um zu dem Stammvater der Herzoge v. Teck zu kommen, zu Adalbert, einem Urenkel Bertholds v. Zähringen, Herzogs v. Kärnthen, der mit dem genannten Kaiser um das deutsche Oberregiment stritt. Alle benachbarten Edelherren: die Neidlinger, Lichtenecker, die Wernau-Reussen gehörten zu dem Teck'schen Heerbann und schlugen seine Schlachten. Im Unterland und Schwarzwald besaßen diese Herzoge auch bedeutende Landstriche. In seinem höchsten Flor war dieses Haus zur Zeit, wo kein rechtes deutsches Oberhaupt mehr vorhanden war, nach dem Tode der Hohenstaufen. Im 14. Jahrhunderte fieng seine Macht an, sich zu zersplittern; denn nach dem Tode Ludwigs II. und Conrad II. wurde es unter sechs Vetter und Brüder vertheilt. Diese Zerstücklung hatte bei dem Einen und Andern der Herren v. Teck bald gezwungene Verpfändung und Verkauf der schönsten Güter zur Folge, und schon im Jahre 1381 ging das letzte Besitzthum Teck und die Stadt Kirchheim aus des Herzog Friedrichs II. Händen vollends an Württemberg über, das,

als aus ihm ein Herzogthum ward, auch den Titel „Herzog von Teck“ in den seinigen aufnahm. Nur noch Mindelheim und Zugehör blieb ihm und seinen sieben Söhnen, von welchen keiner sein Geschlecht fortpflanzte. Die zwei vornehmsten unter ihnen waren ein Patriarch in Aquileja, der starb vertrieben zu Basel an der Pest 1439; der andere als Doctor der Theologie in Bayern. Der berühmteste unter allen Herzogen der Teck war Conrad † 1292, wegen seiner Treue gegen Kaiser und Reich, die ihm der Kaiser wohl belohnte. — Im Chor der Kirche zu Owen liegen diese Herzoge begraben. Herzog Ludwig v. Württemberg ließ einen Theil der Gruft öffnen, und unter andern gewaltigen knöchernen Ueberresten war auch der durchlöcherte Schädel des im Jahre 1348 zu München ermordeten Conrad III. Die Grabsteine sind noch alle da. Dieses Städtlein Owen war die Residenz der Herzoge. Die Zeit aber hat außer der schönen alten Kirche alles Residenzartige von dem Städtlein abgestreift. In dieser Kirche trifft man auch ein Conterfei der ehemaligen Burg Teck. Das Gotteshaus befindet sich noch im guten Stande.

Der eigentliche Festungsplatz dieses Bergs ist ein ungeheurer Felsenblock, auf welchem man jetzt noch Ringmauern sieht, die aber nicht alle aus alten Zeiten stammen. Herzog Carl Alexander verfiel darauf, eine Kaserne dort oben zu bauen, die aber nur bis zur Hälfte fertig wurde. Er ließ sie wieder abtragen, und was zu seinen Lebzeiten hierin nicht vollbracht wurde, vollendete Herzog Carl, um der Frau Gräfin von Hohenheim eine Aussicht zu verschaffen, was jetzt und künftig allen Teckbesuchern wohl zu statten kommt. Man sieht durch diese Lücken zur ehemaligen Residenz hinab, nach Owen, in das Lenninger-Thal, bis Kirchheim, Cannstatt und den Rothenberg. Gegen Südwesten die Beurenner Felsen, Neuffens Ruinen, den Roßberg, die Achalm, den Sattelbogen. Ganz verwüstet bis in den Grund ist

die Nordost-Seite gegen Kirchheim. Dafür öffnet sich die Aussicht nach unsern drei Bergen: Staufen, Rechberg und Stuifen, welche von da aus sich ausnehmen wie die h. drei Könige des Morgenlands, welches liebliche Gleichniß unser Schwab gegeben hat. — Die alte Burg mag nach dem Bilde in der Kirche zu Owen ein majestätisches Aussehen gehabt haben, und einer Stadt in den Wolken ähnlich gewesen sein. So blieb sie bis zum Bauernkrieg, in welchem sie auch, wie die Kaiserburg, zerstört wurde, und den Weg fanden ihre Steine leichter hinunter als hinauf.

Naturmerkwürdigkeiten sind das Sibyllenloch, eine von der Natur gebildete große Höhle, in welcher eine der — von den alten Deutschen göttlich verehrten — Druiden, oder Haxe genannt, (woraus man später „Hexe" machte) gewohnt haben solle. Sibyllen nannte man die, wie die alten Völker, auch die Römer glaubten, mit prophetischem Geiste ausgerüsteten Frauen, welche namentlich in Deutschland hoch gehalten wurden. Die Sage läßt die hier ansäßig gewesene Sybille auf feurigem Zauberwagen in das Thal hinabfahren, und auf dem Wege, den sie befuhr, will heute noch weder Gras noch Kraut wachsen. Unsere in natürlichen Dingen aufgeklärtere Zeit, die keine Sibyllen mit Zauberkräften mehr statuiren läßt, will vermuthen, daß unter diesem in jedem Jahre sichtbaren rothen Striche unterirdische Wege oder Kanäle existiren. Untersucht hat mans noch nicht.

Das ist der Teckberg, 2400′ hoch, der heute noch stolz auf seinen Herzogshut zu uns herüber schaut, so lumpig er auch aussieht, und meint, er seie jetzt um kein Haar weniger respectabel als der Hohenstaufen ohne alle Spuren seiner Kaiserkrone. — Beide haben ihre Rolle ausgespielt, und sind jetzt beide, wie ihre ehemaligen Herren, einander gleich, wie es der Bettelmann und König sind im Lande Jenseits, wo man nur fragt nach dem, was unter seinem Brustlatz

ist, und nicht nach dem, was er hienieden zur Schau getragen hat.

Bevor wir uns von diesem Berge verabschieden, gedenken wir der Stadt, deren Namen aus geographischen und historischen Gründen nicht ohne Erinnerung an ihn genannt und geschrieben wird, obgleich sie zwei gute Stunden von ihm entfernt ist, und wenn wir die Richtung ihrer Lage finden wollen, sie weit weg von der Teck, zwischen Wangen und Rechberghausen hinaus zu suchen, aber nur zu denken haben, weil sie von hier aus nicht sichtbar ist. Es ist die Stadt Kirchheim unter Teck, und beschauen wir uns die Teck als ihren Vertreter, weil der Hausfreund an dieser Stadt nicht vorübergehen kann, ohne ihrer kleinen Geschichte zu gedenken.

Sie war ursprünglich nur ein mit schönen Gemälden verziertes Bet- oder Gottes-Haus. Um dieses her sammelte sich nach und nach ein Dorf, das den Herzogen von Teck unterthänig war. Herzog Conrad II. von da umgab es mit Mauern 1270, und in der Folge mit Basteien und Wassergräben. Die Herzoge selbst hatten ein Haus hier. Der vorhin genannte Conrad stiftete ein Frauenkloster daselbst 1235. Um dieses Kloster bewegt sich ein großer Theil der Geschichte zur Zeit, wo es keinen Teck'schen Herzog mehr gab. Es sind die skandalösen Auftritte, welche der leichtsinnige Herzog Eberhard II. v. Württemberg als Prinz verursachte, und welcher sich den liederlichen Geist im Kloster, der just damals zu Hause war, zu Nutzen machte. Graf Ulrich, sein Vater, reformirte das Kloster. Herzog Eberhard I. im Barte hatte viele Noth und Plage mit diesem Prinzen — eben deßwegen. Als dieser Herzog geworden war, wollte er von dem unterdessen solid gewordenen Frauenkloster Geld borgen, das ihm nicht willfahrt wurde. Darauf ängstete er das Kloster, und that ihm, wo er konnte, einen Tuck. Aber der gute Herr im Barte stund dem Kloster mächtig bei, und befreite es für immer. —

Das Kloster verbrannte im Jahre 1626 in Folge eines Blitzschlags sammt seinem ganzen Frucht-Vorrath, den ein treuloser, harter Amtmann, statt an die Armen in der Hungersnoth auszutheilen, für sich behielt, und der ebenso gerechte als barmherzige Gott strafte ihn, und ließ ihn durch einen Ziegel vom Dache erschlagen. — Seit 1367 kam die Stadt nach und nach an Württemberg. Vom Jahre 1650 bis 67 war Obervogt daselbst der berühmte Vertheidiger Hohentwiels, Conrad Widerhold, welcher vieles zum Besten der Stadt gethan, und viele Stiftungen für die Armen und Studierenden hinterlassen hat. 1690 mußte die gute Stadt einem argen Feuer unterliegen, das mit Ausnahme eines Schulhauses, der Zehendscheuer und des fürstlichen Schlosses Alles, selbst die Kirche verbrannte, ausgenommen ein Gebetbuch, das mitten in der Kirche unversehrt gefunden wurde. Jetzt steht eine neue schmucke Stadt da, die sich von dem Brande an von Jahr zu Jahr verschönerte und vergrößerte, und die Kirche sammt dem daran lehnenden Grabhäuslein Widerholds und seiner trauten Gemahlin Anna Armgard Burghartsch von Delmonhorst ist wieder neu verjüngt erstanden. Das Schloß wurde seitdem von Herzoglichen Wittwen bewohnt. Nach dem Tode Herzog Carl Eugens von der Frau Herzogin Franziska, welche so vieles zur Sinnesänderung ihres Herrn Gemahls beitrug, und als Wohlthäterin zurückgezogen vom Hofe ihre letzten Jahre hier verlebte. Ihren Wohnsitz bezog hierauf die verwittwete Frau Herzogin Louis v. Württemberg, Mutter Ihrer Majestät, der jetzt lebenden Königin Pauline. Eine edle Dame, diese Frau Herzogin, voll Güte nnd Menschenfreundlichkeit, der Armen Trost und Hoffnung weit und breit, zu jedwedem guten Werk bereit. Im Jahre 1857, im Januar, im 77sten Jahre ihres Lebens trat sie ab vom Schauplatze dieser Welt, und Tausende „Vergelte Gott!“ folgten ihr zum Throne Gottes nach. — Kirchheim ist ein sehr geselliger Ort,

und der Gelehrte wie der lernbegierige Ungelehrte treffen hier, was sie suchen. Die Stadt hat ihre Fabriken und ein gewerbsames, fleißiges Volk bewohnt sie. Seit Jahrzehenten besitzt sie einen der besuchtesten Wollmärkte des Landes. Die Umgebungen der Stadt sind sehr freundlich und fruchtbar. Die alte Teck schaut mit Wohlgefallen auf sie herab, und ihre Ahnherrn segnen sie.

Hinter der Teck strecken sich die Beurener Felsen heran, über welche noch Höhen bei Urach hinwegschauen; und hinter der höchsten Spitze dieser Felsen, „der Eckfelsen" genannt, tritt vor unser Auge ein Bergkegel mit einer stattlichen Mauerkrone, der

Hohen-Neuffen, 2450′ hoch. Eine hohe Masse von Mauern thürmt sich vor unsern Blicken auf, und ist diesen nicht vergönnt, in ihr Inneres zu schauen, auch wenn man einen noch so guten Tubus hat. Halten wir uns dafür an seiner Geschichte so viel als möglich schadlos.

Der erste Herr dieser Festung seie ein Graf Mangold von Summetingen gewesen, der Tochtermann eines Grafen von Urach Eginos I. Im Jahre 1086 fiel er in einem Kriege des Gegenkönigs Hermann gegen Heinrich IV. Auch wird in dieser Zeit zweier braven Nonnen, einer Wittwe Luithfrieds v. Neuffen, und deren Tochter Maz Erwähnung gethan, wovon letztere des Schreibens sehr kundig gewesen seie. Die Herren von Neuffen waren gute Freunde des Schwäbischen Kaiserhauses, und ihre unzertrennlichen Kriegsgefährten. Kaiser Friederich I. betraut mit der Verwaltung der Güter der reichen Propstei Ursperg einen Berthold v. Neuffen, und seinen Sohn Heinrich. Der Kaiser aber verrechnete sich in ihnen; er setzte einen Bock zum Gärtner, und nur mit Mühe und großen Kosten werden die Mönche ihrer los. Ein Heinrich v. Neuffen wars, der dem Kaiser Friederich II. die Botschaft seiner Erwählung zum Kaiser, 1218, über-

brachte. Ein anderer Heinrich von da geräth in Fehde mit einem Namensbruder, Bischof v. Constanz, und wird gefangen, 1235. Er wird wieder frei, und fängt abermals Händel an mit einem Bischof v. Speier, und hilft das Kloster Baknang verwüsten. An diesen Heldenthaten können wir kein Wohlgefallen finden. Ein Raufbold vor andern mag er gewesen sein; denn König Heinrich befiehlt ihm, das Schloß des widerspenstigen Grafen v. Hohenlohe zu Langenburg zu zerstören, was er sich nicht zweimal sagen ließ und vollzog. Desto friedlicher war sein Bruder Gottfried gesinnt, ein Minnesänger, welche bekanntlich am Hofe der Hohenstaufen nicht minder beliebt waren, als die das Schwert führen konnten. Am Schlusse des 13. Jahrhunderts bekamen die Herren v. Neuffen, welche Grafen wurden, Besitzungen in Oberschwaben, die Grafschaft Marstetten und Greispach. Wie es aber eben geht in der Welt: kriegts der Mensch gut und steigt er hoch, so wandelt ihn gerne ein Schwindel an; es befällt ihn ein Kratel, und Großthun in Wollust und Prachtliebe. Zu Anfang des 14. Jahrhunderts fieng ihr Wohlstand zu schwinden an, und in der Mitte desselben schon war Burg und Stadt Neuffen in Conrad von Weinsberg Händen, und dieser verkaufte sie an Württemberg. Bei der Theilung Württembergs zwischen dem Grafen Eberhard und Ulrich wurde Neuffen bald dem einen bald dem andern zu Theil. Nach Herzog Ulrichs Vertreibung (1519) ergiebt sich die Festung Hohenneuffen an den Schwäbischen Bund. Dem Herzog Christoph, als kleinen Prinzen, versprach man das Amt Neuffen und Tübingen zum Unterhalt, ward aber nichts daraus. Als Herzog Ulrich mit der Hülfe des Landgrafen Philipp von Hessen sein Land wieder erobert hatte, und er umherzog, um sich vollends zu unterwerfen, was ihm noch nicht gehuldigt hatte, nahete er auch Hohenneuffen, und findet statt der Gegenwehr, welcher er von dem tapfern

Festungscommandanten Berthold v. Schilling entgegen sah, alle Zeichen des tiefsten Friedens an der Burg; ein Hausfest tönt ihm im Orgelklang und Sang entgegen, und der Herr der Burg erwartet ihn mit den Schlüsseln vor dem offenen Thore. — Ritter Berthold! legt ein Dichter dem Herzog in den Mund, du Verwegener!

„Sprich, was macht denn dich so zahm?
Du, mein Feind und ewiger Gegner,
Bist du worden blind und lahm?
Aber deine Blicke glänzen,
Wie kein blindes Auge glüht!
Und dein Haus schickt sich zu Tänzen,
Wie kein Lahmer drum sich müht!“

Herr! erwiedert ihm der Ritter,
Warf sich vor des Herzogs Fuß:
Seid nicht eurem Knechte bitter,
Nennt auch feig nicht seinen Gruß.
Mir ist heut ein Sohn geboren,
Meines Hauses erster Stern;
Wird mir Der, hab ich geschworen,
Will ich huldigen meinem Herrn.

In der Kirche den zu taufen,
Stehet mir der Burgpfaff schon,
Seid Ihr nicht zu müd vom raufen,
Werdet Pathe meinem Sohn!
Nicht vergessen solche Gnade
Wird der Vater und das Kind,
Die zu Neuffens steilem Pfade
Hundert Jahr lang Wächter sind.

Ei! gelegen kommt dem Fürsten
Solche Ladung nach dem Kampf,
Die nach kühlem Weine dürsten,
Schielen auf der Schüsseln Dampf;

Und der Herzog reicht dem Degen
Freundlich die Versühnungshand,
Schenkt dem Knaben seinen Segen
Und ein schön Stück Ackerland. —

Nach der Nördlinger Schlacht im Jahre 1634 wurde die Stadt Neuffen besetzt, und die Festung durch Hunger zur Uebergabe gezwungen, 1635. Doch ward ihrer geschont. Der Feind beabsichtigte ja, dem Herzog Eberhard III. statt Hohentwiels, das er gar zu gerne besessen hätte, unter anderm auch Hohenneuffen zur Schadloshaltung einzuräumen, und wenn es auf den Herzog angekommen wäre, welcher um jeden Preis sein Stammland von den Anfechtungen und großen Leiden befreit haben wollte, — der Tausch wäre richtig geworden, das Land aber verloren gewesen. Widerhold vereitelte diese List mit seinem Weimar'schen Bündnisse. Die Burg verlor mehr und mehr an Ansehen und Bedeutung, und wurde zuletzt nur noch von neun Invaliden bewacht. Als der Burgvogt von Hohenneuffen dem seligen Herzog Ludwig Eugen zum Regierungsantritt gratulirte und ihm meldete: „daß in Höchst dero Festung nichts neues vorgefallen" antwortete der Herzog mit Lächeln: „Wir wollen froh sein, wenn nichts eingefallen." Der nutzlosen Unterhaltungskosten müde fieng man im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts an, sie in aller Stille abzubrechen; doch ließ man um der Reputation willen noch einen raisonabeln Rest stehen, wie der Augenschein lehrt, der immer noch besser aussieht, als gar nichts, wie hier zu Land. — Zunächst dem Hohenneuffen seht Ihr den

Sattelbogen, einen Berg, der wegen seiner Vertiefung in der Mitte so genannt wird. Geschichtliches ist nichts von ihm zu melden. Hinter ihm schaut der

Roßberg, 2685' hoch, stolz herein, ein Berg bei Gönningen, wo die Samenhändler daheim, die aber in der ganzen

Welt zu treffen sind. — Dem Hausfreund werden jetzt viele Leute gram sein, daß er ihnen die Lieblingsmeinung benimmt, den Hohenzollern zu sehen an dieser Stelle, die Stammburg der Könige von Preußen. Es thut ihm, wahrlich! selbst leid, nicht sagen zu können, daß sich die Wiegen zweier großen Fürstenhäuser gegenüber im Angesichte stehen. Aber es hilft nichts, Ihr lieben Freunde! mit der Wahrheit kann es nicht bestehen, daß dieser Berg der Hohenzollern ist. Er ist zwar groß genug, daß man zwei Zollern daraus schnitzeln könnte, — aber „es jeht nich" sagt der Preuße. Wer den Hohenzollern sich schon genau besehen hat, weiß, daß er ein netter, wohlgeformter, von einer ansehnlichen Burg gekrönter Bergkegel ist, die der jetzige, — gegenwärtig Krankheit wegen quiescirende König von Preußen schon als Kronprinz zu renoviren angefangen, und dieses Werk der Wiedergeburt auf das schönste vollendet hat in neuester Zeit, als die Hohenzollern'schen Lande preußisch wurden. Sie hätten eigentlich, von Württemberg umgeben, sich noch bequemer zu Württemberg'schen Landestheilen geeignet; aber — eingedenk jener stolzen, rachesüchtigen Drohworte der Württemberger Gräfin, der Mömpelgarterin, wollten sich die Herren von Hohenzollern von Württemberg nicht ganz und gar verschlingen lassen, und wurden preußisch, d. h. sie warfen sich ihrem Vetter, einem Nachkömmling ihres Ahnherrn, dem Könige von Preußen in die Arme. — Beschaut sich der gute Freund, der mit dem Hausfreund rechtet wegen des vermeintlichen Hohenzollern, durch sein Fernrohr den Roßberg genau, so wird er keine Spur von Aehnlichkeit in diesem Bergkloß mit dem Hohenzollern finden, und von der restaurirten Stammburg nichts, gar nichts sehen. Nimmt er eine gute Karte zur Hand, und zieht er eine Linie von Hohenstaufen aus bis zum Hohenzollern, so wird er schauen, daß diese Linie mitten durch den Roßberg führt, welcher breit und hoch

genug ist, den Hohenzollern vollständig zu decken. Könnte man mit diesem Berg verfahren, wie die Redensart giebt: „ein Berglein in das Thal werfen, so würde die Burg Hohenzollern in ihrer ganzen Herrlichkeit zum Vorschein kommen, und eine wahre Zierde unserer Aussicht sein. Vielleicht, wenn man einmal den Wald, der den Roßberg über und über deckt, lichtet, daß etwas von der Mauerkrone des Hohenzollern sichtbar wird, weil die Höhe des letztern hinter der des erstern nicht weit zurücksteht. Bis dahin müssen wir uns begnügen, den Hohenzollern nur im Geist zu sehen, und schicken wir einstweilen auf Spedition dem Roßberg unsere Grüße der Stammburg der Preußen-Könige zu; sie werden in dieser schnurgeraden Richtung ihres Zieles nicht verfehlen. —

Senken wir unsere Blicke von des Roßbergs Höhen, und schweifen rechts hinüber, so ragt abermals ein schöner Berg sein ehrwürdiges Haupt empor, hinter einem Vorgebirge, es ist die

Achalm, 2472′ hoch, bei Reutlingen. Die Geschichte der Burg, welche ehemals den Kulm dieser Höhe schmückte, ist leider! nicht so aufgehellt, wie man es von diesem lieblichen Gipfel wünschen möchte. — Die Sage thut ihr möglichstes, um ihn mit Glorie zu umgeben, und verweist uns, wenn wir nach den Ahnherrn und Gründern der ehemaligen Burg fragen, in eine frühe Vergangenheit der Frankengeschichte, in die Zeit der Major Domus (in Frankreich), eine Ehrenstelle, welche noch etwas mehr als heutzutage der erste Minister eines Kaiser- oder Königreichs oder eines andern civilisirten Staates ist, weil sie so zu sagen im Namen des Landherrn das Land regierten. Einer von diesen solle der Stammherr der Grafen von Achalm gewesen sein, die aber diesen Namen noch lange nicht hatte, wie Ihr hören werdet. Auch spricht die Sage von gefürchteten Halbriesen, unter diesen Grafen, wovon aber einer trotzdem

in einer Schlacht gegen die Franken geblieben sei — sammt 12,000 Schwaben.

Urkundlich erscheinen diese Grafen erst im 11. Jahrhundert in den Brüdern Egino und Rudolph, von welchen der erstere Stammvater derer von Urach, der letztere derer von Achalm war — 1050. Die beiden Brüder hielten's mit dem Spruche: „siehe, wie fein und lieblich ist es, wenn Brüder einträchtiglich beieinander wohnen, und regierten gemeinschaftlich ihr Gebiet, dessen Bezirk sich auf das Bereich des jetzigen Oberamtsbezirks Urach und auf die Ortschaften im Echatz- und Ermsthale ausdehnte, und was von da an am rechten Ufer des Neckars bis gegen Nürtingen hinliegt, gehört auch dazu. Beider Grafen Residenz war Reutlingen. Von Rudolphs Söhnen waren Luithold und Cuno die Stifter des reichen Benedictiner-Klosters Zwiefalten, 1089. Dieses Kloster solle vordem auf diesem Berge gestanden haben. Der Himmel aber sei darüber, daß man diesen geweihten Ort mit einer Burg entweihte, dergestalt entrüstet worden, daß er mehrere Jahre hintereinander seine Blitze in die Burg geschleudert habe. Ein dritter Bruder dieser Brüder kaufte sich zum Bischof in Straßburg ein. Dieser legte, was damals nicht selten war, selbst den Panzer an, wenn es eine Fehde auszufechten gab, und zog voran. Einmal, als er das Kloster Hirschau wegen seiner Anhänglichkeit an den Papst auf dem Korne hatte, und seine Kriegsleute aus Pietät vor diesem Heiligthum die Hand anzulegen zauderten, fluchte, tobte er und gerieth so in Wuth, daß er vom Schlage gerührt wurde, heulend vom Rosse fiel und starb. „Gerechter Gott! vor Dein Gericht muß alle Welt sich stellen!“ Mit diesem Grafen starb die männliche Linie aus, und ein Sohn der Gräfin Williburg v. Achalm, die Schwester der vorhin genannten, war ein Wernher v. Gröningen, dem die Stifter von Zwiefalten ihre Hinterlassenschaft schenkten, und welcher

sich noch eine kurze Zeit um sein Erbe stritt. Dieser war es ohne Zweifel, von welchem die in feine Reimlein gebrachte Sage von dem Ursprung des Namens „Achalm“ meldet, wie folgt:

Der letzte war es vom Geschlecht
Der hier bestritten ward,
Von Arme stark, im Sinn gerecht,
Nach frommer Stammes Art.

Er schirmt und schützte Hof und Haus
Lang vor des Stärkern Macht;
Da trieben ihn die Flammen aus
Und mitten in die Nacht.

Den Pfeil, den todesträchtigen
Empfieng sein tapfres Herz,
Sein Rufen zum Allmächtigen
Verschlingt der letzte Schmerz.

Doch was er rief in letzter Noth,
Das halbe Wort: „ach allm“ —,
Das hat gewiß getönt vor Gott,
Als wie ein ganzer Psalm.

Ja, selbst dem Feinde klang es schön,
Das ernste Scheidewort;
Er baute frisch auf diesen Höh'n,
Und hieß „Achalm“ den Ort.

Das Menschenwerk zerfallen ist,
Der Berg steht fest und hoch,
„Achalm“ so heißt zu dieser Frist
Sein Gottes Namen noch.

Etwas ähnliches erzählt man von dem Erbauer der Burg, der dem Tode nahe war, als man ihn fragte um den Namen seiner Burg. Dieser rief im Todeskampf: „Ach allm“ das übrige verschlang der Tod. Die Hinterbliebenen schufen aus diesen letzten Sylben, die sein Mund aussprach, den Namen „Achalm“.

Nach dem Tode des letzten Besitzers kam die Burg in verschiedene Hände. Die Welfen waren unter den ersten, die sie besaßen. Ein Welfe nimmt nach einem unglücklichen Gefechte bei Tübingen 1164 seine Zuflucht auf die Burg Achalm. Im Jahre 1262 verpfändet sie der unglückliche Conradin an den Grafen Ulrich v. Württemberg. Aber sie fiel wieder an das Reich zurück. Es ergieng ihr von da an just wie der hiesigen Kaiserburg. Sie kam an Oestreich; von da an die Rietheime, von denen an den Grafen Eberhard, den Greiner. Im 30jährigen Kriege, nach der Schlacht bei Nördlingen, nahm sie auch die mehrmals erwähnte Frau Herzogin Claudia von Oestreich widerrechtlich in Besitz, wie das in Kriegen von Alters her gäng und gebe war; der Westphälische Frieden aber stellte die Achalm wieder an Württemberg zurück. Dieser Frieden aber brachte ihren baldigen Untergang. Denn schon im Jahre 1658 langte der Befehl an, die ohnehin im Abgang befindliche Burg vollends zu demoliren. Das aber geschah nicht so gründlich, wie in Hohenstaufen; nein, man ließ auch, wie zu Neuffen, von wegen der Nachrede, noch einige Müsterlein der alten Burg stehen, z. B. einen besteigbaren Thurm, den Freunden einer schönen Aussicht zu lieb. So wurde nun auch die Achalm ein Wallfahrtsort für Leute, welche eine schöne Natur und Fernsicht lieben. Ihre Reutlinger erwiesen ihr auch am Tage der dritten Secularfeier der Reformation die Ehre, von ihrem Kulme eine Riesenflamme leuchten zu lassen, um zu zeigen, daß sie heute noch mit Freuden bekennen, was die Abgeordneten ihrer Stadt in ihrem Namen vor drei Jahrhunderten auf dem Reichstage zu Augstburg unterschrieben und beschworen haben. Diese Demonstration erwiederte der Hohenstaufen mit einem Fackelkranz um seine Stirne.

Der Anblick der Achalm erinnert uns zu lebhaft an die berühmte Stadt, die zu ihren Füßen liegt, als daß wir nicht

diese Veranlassung ergreifen sollten, von ihr zu reden, obgleich wir sie von hier aus nicht mit Augen sehen können; es ist

Reutlingen, denn ihre Geschichte ist sehr nahe mit der der Achalm verwandt, und beschauen wir uns deßhalb ihren Repräsentanten, diesen Berg, was von der Chronik dieser Stadt gemeldet wird.

Ihren Namen will man vom Ausreuten der Wälder ableiten, und ihre ersten Häuser sollen mitten im Walde und auf Eichenstämmen geruht haben, sammt den Wurzeln in der Erde. Bis 1030 sei Reutlingen zu einem großen Dorfe angewachsen, und die Grafen der Achalm hatten ihre Wohnungen darin, die noch im Jahre 1623 nahe bei der Stadtkirche vorhanden waren. Im Jahre 1200 erhielt das Dorf von Kaiser Otto IV. Stadtgerechtigkeit, und Kaiser Friederich II. umgab die Stadt mit Mauern, welche so stark waren, daß sie der Pfaffenkönig Heinrich Raspe mit seinem 120′ langen Sturmbock nicht durchbrechen konnte, und unverrichteter Dinge abziehen mußte. Die Reutlinger thaten in jener Noth das Gelübde, der Jungfrau Maria eine Kirche zu bauen, so lange als der Sturmbock, den der Feind zurückließ. Ihre Dankbarkeit für die Errettung überbot noch das Gelübde; denn die Kirche wurde viel länger, und ein 325′ hoher Thurm zierte und verherrlichte den im allerschönsten Kirchenstile sammt der Kirche errichteten Bau. Im Jahre 1247 geschah die Belagerung, und 1343, also binnen 96 Jahren war die Kirche fertig. Eine kleinere Kirche, die Nicolai-Kirche, stiftete im Jahre 1300 ein Graf Albert von Achalm, nämlich Einer, der ein Abkömmling zwar, aber kein Besitzer der Burg war, denn im 12. Jahrhundert besaß sie ja schon ein Welfe, und kam nimmer an die Familie zurück. Wie Reutlingen sich am Städtekrieg so lebhaft und eifrig betheiligte, ist Euch bekannt aus der Würtemberg'schen Geschichte und aus den Liedern unsers Schillers und Uhlands:

Die Reutlinger auf unsern Glanz
Erbittert kochten Gift;
Sie buhlten manchen Schwerdtertanz,
Und gürteten die Hüft. —

Eberhard, des Greiners Sohn Ulrich saß auf der Achalm, im Jahre 1377, und sah, wie die Reutlinger:

In's Urachthal hinüber sind mit großer Macht.
Bald steigt von Dorf und Mühle die Flamme blutig roth,
Die Heerden weggetrieben, die Hirten liegen todt.
Da schwört Herr Ulrich:
In eure Stadt soll kommen kein Huf und auch kein Horn!
Da sputen sich die Ritter, sie wappnen sich in Stahl,
Sie heischen ihre Rosse, sie reiten stracks zu Thal.

Waren die heimkehrenden Reutlinger keines solchen Ueberfalls gewärtig, so dachten auch die Herren Ritter an keinen Hinterhalt: denn

Aus dem Zwingern stürzet gedrängt ein Bürgerhauf:
Den Rittern in den Rücken fällt er mit grauser Wuth,
Heut will der Städter baden im heißen Ritterblut.
Wie haben da die Gerber so meisterlich gegerbt!
Wie haben da die Färber so blutigroth gefärbt!
Das Fähnlein ist verloren, Herr Ulrich blutet stark,
Die noch am Leben blieben, sind müde bis ins Mark.
Da haschen sie nach Rossen und schwingen sich darauf,
Sie hauen durch, sie kommen zur festen Burg hinauf.

Er griff sie an (die Reutlinger) und siegte nicht!
Er kam gepantscht nach Haus.
Der Vater schnitt ein falsch Gesicht,
Der junge Kriegsmann floh das Licht,
Und Thränen drangen raus.

Dem Vater gegenüber sitzt Ulrich an dem Tisch,
Er schlägt die Augen nieder, man bringt ihm Wein und Fisch;
Da faßt der Greis ein Messer, und spricht kein Wort dabei,
Und schneidet zwischen beiden das Tafeltuch entzwei.

Eilf Jahre lang mußte sich der Greiner alle Trümpfe des Uebermuths der Städter gefallen lassen, bis er nach dieser Schlappe sich so erholt hatte, daß er das Leid den Reutlingern und Consorten vergelten konnte. Im Jahre 1388 kam es bei Döffingen zwischen ihm und den Städten abermals zum Treffen. —

Bald sieht Herr Ulrich drüben (von der Achalm) der Städte Schaaren stehen,
Von Reutlingen, von Augsburg, von Ulm die Banner wehen;
Da brennt ihn seine Narbe, da gährt der alte Groll:
„Ich weiß, ihr Uebermüthigen! wovon der Kamm euch schwoll.
Er sprengt zu seinem Vater: heut zahl' ich alte Schuld,
Will's Gott, erwerb' ich wieder die väterliche Huld!
Nicht darf ich mit dir speisen an einem Tuch, du Held,
Doch darf ich mit dir schlagen auf einem blutgen Feld.

Hei! wie der Löwe Ulrich so grimmig tobt und würgt!
Er will die Schuld bezahlen, er hat sein Wort verbürgt.

Doch weh! ach weh! ein Säbelhieb
Sank schwer auf sein Genick;
Schnell um ihn her der Helden Trieb —
Umsonst! umsonst! erstarret blieb
Und sterbend brach sein Blick. —
Aufs neu beginnt die Schlacht, und:
— Bestürzung hemmt des Siegers Bahn,
Laut weinte Freund und Feind;
Aber: Hoch führt der Graf die Reiter an:
Mein Sohn ist wie ein anderer Mann!
Marsch, Kinder! in den Feind. —

Was gleißt und glänzt da droben, und zuckt wie Wetterschein?
Das ist mit seinen Reitern der Wolf von Wunnenstein!
Er wirft sich auf die Städter, er sprengt sich weite Bucht,
Da ist der Sieg entschieden, der Feind in wilder Flucht.

Der Städte Uebermuth erlitt eine äußerst demüthigende Niederlage, und auch die Reutlinger zogen von diesem

Strauße gar stille und verdrüßlich zu ihren Thoren wieder ein. Die Württemberger Macht hielt sie in den Schranken der Mäßigung. Wie sie aber demungeachtet, daß sie diesem ihrem Nachbar keinen Anlaß zu neuem Hader und Streit geben wollten, dennoch von Herzog Ulrich im Jahre 1519 jählings überfallen wurden, aus Rache, daß ein Württemberg'scher Unterthan wider ihren Willen in ihrer Stadt ums Leben kam, und geknechtet wurden, jedoch nur auf eine gar kleine Zeit, thut uns ihre Chronik kund, und es ist am Tage, daß der Herzog, ein Hitzkopf, einen bösen Streich und Handel hier verübte. Bald darauf mußte der Herzog abermals in die Verbannung gehen, und die Stadt wurde zwar wieder frei, aber nicht ohne große Verluste von diesem gröblichen Landfriedensbruch erlitten zu haben. — Daß Reutlingen seinen Deputirten auf dem Reichstage zu Augsburg hatte, ist Euch bekannt. Wie es aber dazu kam, daß es seinen Mann bei diesem Reichstage stellte, ist noch nicht Jedermann bekannt, nämlich: um die Zeit, wo die Reformation sich rührte in Deutschland, trieb es ein Peter Schenk, der erste Geistliche der Stadt, in jeder Hinsicht gar zu bunt, und ärgerte die Leute mit seiner sittenlosen, frivolen Aufführung über die Maaßen. Sie rechteten mit ihm und appellirten vom Pontius an den Pilatus, und da half alles nichts, wie man sich denken kann. Da entschlossen sie sich kurz und gut, und beriefen einen wohlberufenen evangelischen Geistlichen, Mathäus Aulber, zu ihrem Prediger und Seelsorger. Sie hatten zwar ihre liebe Noth, ihn gegen die manchfache Verfolgung und Executionen des geistlichen Bannstrahls der allein seligmachenden Kirche zu schützen; aber man durfte ihm kein Haar krümmen, und kein Mönch durfte mehr die Kanzel besteigen; die Messe, so lange sie noch üblich war, mußte in deutscher Sprache gelesen werden, und Aulber heirathete. Er trat bald mit den berühmtesten Reformatoren seiner Zeit in Verkehr, mit Luther, Brenz und Zwingli, und deßwegen

fehlten auch die Reutlinger Deputirten nicht auf dem unvergeßlichen Reichstag zu Augstburg. — Im 30jährigen Kriege hatte die Stadt daher auch ihren wohlgemessenen Antheil von dessen Kreuz zu tragen. Im Jahre 1631 mußte sie sich an die Kaiserlichen, 1643 an die Weimaraner ergeben. Sein größtes, alle Kriegsdrangsale alter und neuerer Zeit aber übertreffendes Unglück war die aus Unvorsichtigkeit im September 1726 ausgebrochene, die ganze Stadt verheerende Feuersbrunst, mit Ausnahme weniger vergleichnngsweise werthloser Häuser; selbst die Stadtkirche brannte aus, was nicht aus feuerfestem Material bestund. Der Jammer war unaussprechlich. Hunderte seiner Einwohner mußten unter freiem Himmel in Regen und Wind campiren. Der Herzog von Württemberg schickte ihnen Soldaten zu von seiner Leibgard, um ihr Eigenthum zu schützen, und der Reichsconvent erließ ihnen auf 20 Jahre die Reichssteuer. Die Stadt wurde zwar nicht viel schöner, aber gegen Unglücksfälle dieser Art gesicherter, wieder aufgebaut und mit Wasserleitungen versehen, welche zum Nutzen im Glück und gegen solches Unglück ersprießlich waren.

Der unermüdete Fleiß der Einwohner säumte nicht, die neue Stadt zu heben und den Wohlstand wieder einzuführen. Landwirthschaft und Gewerbe wetteiferten miteinander, bis es wieder beim Alten war, und darüber hinaus. Selbst dem, dem Weinbau nicht sonderlich holden, Klima und Boden wußten sie es mit der Zeit abzugewinnen, daß ihm in unsern Tagen ein günstigeres Lob zu Theil wird, als es zu seiner Zeit der berühmte Prinz Eugenius, wie erzählt wird, ausgesprochen hat bei einem Mahle, das er im vorigen Jahrhundert einmal zu Reutlingen gehalten hat, welches Lob darin bestund, daß er sagte, als man ihm einen zweiten Becher Reutlinger Wein offerirte: „Lieber will ich Belgrad noch einmal erobern, als noch einen Trunk von eurem Weine

thun." — Auch die alte Stadtkirche erholte sich nicht nur von ihren Brandwunden wieder, sondern wurde in neuester Zeit unter der Leitung ihres berühmten Stadtbaumeisters eines Gotteshauses wieder würdig hergestellt. Die Pietät der Reutlinger scheute kein Opfer zu diesem Zwecke.

In Folge der Napoleon'schen Kriege war es, wie andern Städten ihres Ranges, auch um Reutlingen's alte Reichsfreiheit geschehen, und es wurde Württemberg zugetheilt. Der zunehmende Wohlstand der Stadt beweist, daß diese Veränderung nicht zu ihrem Nachtheil ausgefallen ist. Im Jahre 1818 wurde die Stadt der Sitz der Regierung des Schwarzwaldkreises. Dieses Ereigniß brachte die Anregung zu allerlei Verbesserungen und Verschönerungen der Stadt, so daß sie nach allen Seiten neue Sprößlinge treibt in schönen neuen Häusern, Straßen, Gasthöfen. Auch eine Schwefelquelle in der Nähe der Stadt ist, obgleich schon längst bekannt, endlich zu ihrer verdienten Anerkennung gekommen, und wird als Bad fleißig gebraucht. Der allerneueste Gewinn aber, den sie einthat, ist die Eisenbahn, die von Plochingen aus durch die Markungen Nürtingen und Metzigen bis Reutlingen führt, und von hier ans bis Tübingen und Rottenburg a. N. solle fortgesetzt werden, um dem Schwarzwald auch in dieser Richtung näher zu kommen. Was sich sonst noch von dieser Stadt sagen läßt, Gutes oder Ungutes — es ist genug — „man weiß's ja schon." —

Um dieses Alles beschauen wir uns die Achalm, und könnten die uralten Grafen und Herren dieses Berges hereinschauen auf ein paar Angenblicke und würden ihrer stattlich gewordenen Residenz und des Dampfrosses gewahr, das am Fuße ihres Bergs heranrauscht und braust, so würden sie noch einmal, aber jetzt verwunderungsvoll in die Worte ausbrechen: „Ach allm —!" und dieser Name hätte seine abermalige Berechtigung. —

Fahren wir fort zur Rechten, und fassen wir den nächsten vor der Achalm liegenden Berg ins Auge, so ists der

Juson oder Jusi, zwischen Metzingen und Neuhausen, von der Seite aber, wo Kohlberg liegt, wird er auch Kohlberg genannt. An diesen schließt sich ein langer, aber niederer Bergrücken an, welchen wir füglich nach dieser Seite hin als den Ausläufer der Alb ansehen können, der mit einem niedlichen, kleinen Hügel endet, welcher

Grafenberg heißt, an dessen Fuß ein Dorf gleichen Namens liegt. Auch einen

Floriansberg, zwischen Kohlberg und Grafenberg, im Hintergrund, bei Metzingen, glaubt man zu sehen. Dieses Städtlein, von hier aus unsichtbar, mit seinen nahezu 4000 Einwohnern, ist einer der gewerbreichsten Orte des Landes, solle ursprünglich auch den Grafen von Achalm gehört haben. Die Schlacht, in welcher ein Halbriese von Achalm mit 12,000 Schwaben fiel, sei bei Metzingen geschlagen worden, und noch im Jahre 1780 wurden öfters Bogen, Harnische, Pfeile, Hellebarden, Schwerter und Knochen vermengt in Gruben gefunden.

Wir sind am Schlusse der Alb bei diesem Ausläufer derselben angekommen, und messen wir die Länge der von hier aus ansichtigen Alb, vom Anfang des Aalbuchs bis Grafenberg, so beträgt sie nahezu siebenzehn Reisestunden.

Das Hochland — hinter welchem wir etliche Schwarzwaldhöhen im fernsten Hintergrunde hervorragen sehen, von welchen wir, sobald an ihnen die Ordnung ist, reden werden, — schlüpft für unser Auge schon hinter dem Jusonberg hervor, läuft ob dem Grafenberg'schen Ausläufer der Alb fort, bis hinter die Berge bei Maulbronn und Knittlingen, in mehreren übereinander hinwegfließenden Wellenlinien, uud sind lauter Annäherungen und Vorläufer des Schwarzwalds. Ein solcher Vorläufer ist auch die

Weilerburg bei Rottenburg, über Bartenbach hin zu sehen, und es bildet dieselbe mit einem andern ihr gegenüber liegenden sehr nahen Berg gleichsam einem Engpaß zum Thale, in welchem ein berühmtes Bad sich befindet, Niedernau, das besonders von den benachbarten Städten Rottenburg am Neckar und von Tübingen aus fleißig besucht wird. Eine Geschichte von dieser Burg ist dem Hausfreund nicht bekannt. Hinausgesehen zwischen Bartenbach und Rechberghausen, herwärts von den genannten zwei Hügeln haben wir uns die Lage der erwähnten zwei Städte zu denken, deren Bedeutung allbekannt ist. — Zwischen Rechberghausen und Wangen hin am fernsten Hintergrund erhebt sich ein schöner langer Bergstrich — es ist das berühmte Schwarzwald Gebirge:

Kniebis, 2874′ hoch, bekannt durch eine Schanze, welche zur Abwehr der räuberischen Einfälle der Franzosen in Württemberg dort errichtet wurde. Dem guten Herren Dank für diese Sorgfalt, wenn sie auch nicht viel geholfen hat! In dieser Gegend liegt Freudenstadt, 2096′ hoch, ein Städtlein, das sein Dasein Flüchtlingen vor einer fanatischen Verfolgung zu danken hat.

Zwischen Oberwälden und Börtlingen hinaus gesehen, liegt, für uns unsichtbar, weit dahinten die Hauptstadt unsers Vaterlands, Stuttgart. Ueber Adelberg hinaus sind wir mehrerer netter Hügel und Dörfer ansichtig, deren Namen, so nahe sie auch liegen, doch noch nicht mit aller Zuverlässigkeit ermittelt sind, wovon bereits in der Beschreibung der Rundreise im Thal die Rede war. Es werden hiemit alle Kundigen gebeten, die diesen Berg besuchen, und über einen Berg, Dorf, Schloß, Weiler, Hügel und Hof geographisch und historisch genaue Auskunft zu geben wissen, dieß im Orientirungs- und Fremdenbuch anzumerken, um der Wahrheit auch in diesen Sachen auf den Grund zu kommen, ja auch den

Hausfreund nicht zu schonen und ihm den Leviten zu lesen, wenn er irgendwo dem Publicum einen Irrthum statt der Wahrheit aufgetischt hat. Aber der gute Freund, der dieß thun will, sehe sich wohl vor, bevor er seinen Mund aufthut zum Tadeln, daß er nicht selbst den Leuten ein X für ein U mache, und es werde das Uebel ärger denn zuvor.

Zwischen Oberwälden und Börtlingen hinaus wird wieder ein Schwarzwaldgebirge sichtbar; verglichen mit der Landkarte, so sind es die Berge bei Gernspach und Loffenau, die

Teufelsmühle oder Teufelskanzel und ihre Nachbarn: die Herrenwiese, Artloh; 2908′ hoch; auch ist der Loffenauer Wald, gleichfalls ein Gebirge, in dieser Nähe, aber nicht von dieser Höhe, darum wohl nicht sichtbar. — In dieser Richtung liegt auch unser Wildbad.

Die Fabelwelt weiß hier wieder Vieles zu berichten, namentlich von der Teufelsmühle. Unser lieber Schwab, mit welchem im Geiste der Hausfreund nicht nur die Alb, sondern das ganze malerische Schwaben bereiste, hatte es in seiner leutseligen, menschenfreundlichen Gewohnheit, die Sagen- und Urkundengeschichte einer Gegend, Stadt, Bergs oder Dorfs den Leuten zu lieb, die an den Wundermähren ein absonderliches Wohlgefallen finden, auch dergleichen Historien anzuhängen, und lauteten sie auch noch so gräßlich oder drollig. Unter den Sagen dieser Gattung verdient den vornehmsten Rang die von der Entstehung des Namens dieses Bergs. „Dort habe der Teufel eine Kanzel errichtet, weßwegen dieser Berg auch die Teufelskanzel heiße, und habe von seiner saubern Weisheit viel gepredigt, das seinen zahlreichen Auditoren nur allzuwohl gefallen. Drauf habe ein guter Engel der Teufelskanzel gegenüber auf einem hohen Berg bei Eberstein ebenfalls eine Kanzel aufgeschlagen, und dem Satan viele seiner Glaubigen wieder abgeführt. Das verdroß den Satan, und er fieng in

den Bäuchen seines Bergs dergestalt einen Lärmen an, daß man nicht anders glaubte, als die Hölle sei völlig los, und er errichtete, um dem Kanzelredner bei Eberstein das Predigen zu entleiden, eine Mühle statt der Kanzel, deren Klappern weit herum vernehmlich war. Aber nicht lange habe dieser Lärmen gewährt, so habe ihn Gott in den Abgrund des Bergs sammt seiner Mühle gestoßen, von wo er sich nur noch im Ungewitter in einem Murren hören lasse. — Anderswo, beim Thurm zu Yberg, trieb der Teufel sein Wesen mit Hexen und Hexenmeistern, bis die Franziskaner vom Kloster Fremersberg ihn und seine ganze Sippschaft in einen Graben verbannten. — Weniger schauderhaft und haarsträubend, doch noch möglicherweise eine Gänsehaut erregend, klingt die Sage vom Mummelsee hinter der Herrenwiese, beim Kloster Allerheiligen auf dem Katzenkopf (Berg), lauter vielversprechende Namen. Ein geisterhaftes Zwergengeschlecht hause in diesem See, sei aber gutmüthig und friedlich gesinnt gegen die Menschen. Ueber die Sterblichkeit hinweg aber sei es nicht trotz seiner Geisterhaftigkeit, — und so will man einmal, — was ein wegen seiner geistreichen, mitunter spuckhaften Phantasie beliebter Dichter unsers Vaterlands in gar nette Verslein gebracht hat, — das Begräbniß eines seiner Könige gesehen haben, wie folgt:

Vom Berge, was kommt dort um Mitternacht spät
Mit Fackeln so prächtig herunter?
Ob das wohl zum Tanze, zum Feste noch geht?
Mir klingen die Lieder so munter.
Ach nein!
O sage, was mag es wohl sein?

Das, was du siehst, ist Todtengeleit,
Und was du da hörest sind Klagen;
Gewiß, einem Könige gilt das Leid,
Doch Geister nur sind's, die ihn tragen.

Ach wohl!
Sie singen so traurig und hohl.

Sie schweben hernieder ins Mummelseethal,
Sie haben den See schon betreten,
Sie rühren und nässen den Fuß nicht einmal,
Sie schwirren in leisen Gebeten.
O schau.
Am Sarge die glänzende Frau.

Nun öffnet der See das grünspiegelnde Thor,
Gib acht, nun tauchen sie nieder!
Es schwankt eine lebende Treppe hervor,
Und drunten schon summen die Lieder.
Hörst du?
Sie singen ihn unten zur Ruh. —

Diese Anekdötlein sind aber dießmal keine Anhängsel blos, wenigstens hier nicht, sondern Lückenbüßer, weil der Hausfreund von diesen Bergen nichts Historisches zu sagen weiß. — In diesen Regionen befindet sich auch das alte Schloß Baden, an dessen Fuße die berühmte Badestadt Baden ruht.

Ueber Birenbach und Börtlingen hin hebt sich am Horizont ein kleiner Berg, von welchem abermals der Hausfreund nichts weiß, wo er ihn hinthut und was er aus ihm machen solle. Gehört er dem Schwarzwald an, so ist es die Gegend von Herrenalb und Frauenalb, zwei Orte, wovon das erstere dem Württemberg'schen Oberamtsbezirk Neuenbürg, das letztere Badensisch ist. Beide hatten Klöster in ihrer Mitte. Das erstere war eine Cisterzienser Abtei. Diese Gegend war demnach, wie wir vernahmen, sehr klosterreich, und bedurfte es, wenn nicht ferne davon Satanas seine Kanzel hatte.

Auf der nämlichen Linie, zwischen Oberwälden und Börtlingen, wo man Stuttgart sich denken muß, liegt auch das Lustschloß

Solitüde, 1528′ hoch. Dieser Namen ist ein lateinisch-französisches Wort, zu deutsch: Einsamkeit, oder: ein in einer Einöde erbautes Haus, oder Einsiedelei. Seine ihm von seinem Erbauer Herzog Carl zugedachte Bestimmung war kein Bethaus, weßwegen die Altväter der christlichen Kirche einen von der Welt abgelegenen Ort suchten, und sich eine Wohnung erbauten, um ihrer Andacht ungestört pflegen zu können; auch hat der Erbauer der Solitüde kein Absehen von solchen Einsiedeleien genommen: sondern es ist ein mit aller damals Mode gewesenen Eleganz erbautes Jagdschloß, beinahe rings von Wäldern umgeben, und jetzt noch befindet sich in seinen Umgebungen ein Fasanen-Garten. Sehr geräumige Oekonomiegebäude sind zum Empfange der zahlreichen Gäste eingerichtet, welche das Jahr hindurch aus der Umgegend, besonders von Stuttgart her, der schönen Aussicht wegen sich hier einstellen, und die Solitüde in einen Gemeinplatz für alle Welt verwandeln. Schon auf dem Plattenwege beim Schlosse genießt man einen sehr freundlichen Ausblick namentlich gegen Nordost; besonders aber auf der sogenannten „Sternwarte" des Schlosses, von wo man nach drei Seiten hin ziemlich freien und weiten Ausblick hat. Hier steht auch ein Fernrohr und eine Orientirungsscheibe zu Dienst. Unser Hohenstaufen aber macht von da aus eine schlechte Figur. Zwischen den Stuifen und Heldenberg lehnt er sich ohnmächtig hinein, wird von der Alb hinter ihm überragt, und hat sich alles majestätischen Ansehens ganz und gar begeben. Welcher Hohenstaufenfreund wird darüber nicht betrübt, und verläßt gerne wieder diesen Platz, so schön auch sich alles um ihn herum ausnimmt? — Merkwürdig für die Frauenwelt ist der Spiegelsaal, in welchem alle Wände, die nicht von Fenstern erhellt, mit Spiegeln tapezirt sind.

Wir beschauen jetzt am Horizont die Berge zwischen Knittlingen und Maulbronn. Zwischen diesen aber und der

Höhe von Solitüde scheint unser Horizont ohne Gränzen zu sein. Dorthin glaubte man die Vogesen zu sehen; auch hat man schon die genannten Schwarzwaldhöhen dafür angesehen. Der Hausfreund muß abermals diesen Juwel in der Krone der Aussicht von Hohenstaufen, wie den vermeintlichen Hohenzollern für unächt erklären. Es kommt nirgend ein Vogese zum Vorschein. Auf der einen Seite, wo ihre höchsten Kuppen sind, werden sie von der nahen Alb und vom Schwarzwald gedeckt, und gegen Westen sind sie zu niedrig, um zum Vorschein kommen zu können. — In der Richtung der genannten Berge geht unsere Eisenbahn Bruchsal zu, wo sie sich an die Badensche Rheinthalbahn anschließt. Dorthin zu liegt das seiner Geschichte und Alterthümer wegen berühmte Kloster Maulbronn, wo seit der Reformation ein Seminar sich befindet, in welchem sich die für den geistlichen Stand bestimmten Jünglinge auf ihr theologisches Studium in der Erlernung der Hülfswissenschaften dazu vorbereiten. Diese Berge verlieren sich in dem Hügellande zur Rechten, welches sich zwischen das Strom- und Remsthal-Gebirge lagert. Dann im fernen Hintergrunde zwischen Birenbach und Wäschenbeuren hin gesehen, beginnt mit einer hocherhabenen Kuppe das Stromgebirg, welches endet mit dem

Michaelisberg. Die höchste Spitze dieses Gebirgs ist der Sternenfels, 1400′ hoch. Den Namen „Stromgebirg“ hat das Gebirg von seinen wellenförmigen Linien, die einem bewegten Strome gleichen. Der Michaelisberg, in der schwäbischen Mundart seiner Heimath „Michelsberg“ genannt, soll nach einer in der Kloster-Chronik daselbst enthaltenen Sage einen Heidentempel in den Römerzeiten beheerbergt haben. Drauf sei vor 1100 Jahren ein Christenbote, Namens „Winfried“ gekommen, habe diesen Götzenaltar gestürzt, und aus dem Hause daneben eine christliche Kapelle gemacht, und einige Zeit darauf sei auch ein Klösterlein gestiftet

und der hl. Michael zum Schutzpatron erbeten worden, woher nun auch der Berg seinen Namen empfangen habe. Ehemals war dieser Ort eine vielbesuchte Wallfahrt. Noch jetzt ist diese Kirche die Pfarrkirche aller innerhalb eines gewissen Bezirks wohnenden Katholiken, in der evangelischen Nachbarschaft. Aber auch von den evangelischen Nachbarn wird dieser Ort sehr gerne besucht der schönen Aussicht wegen, und sie werden von dem Geistlichen des Orts sehr freundlich empfangen, und auf Verlangen auch dienstfreundlichst zur Orientirung in der großartigen Aussicht belehrt, welche jedoch nach drei Seiten hin, zwar sehr fruchtbar, von Städten und Dörfern und andern Wohnungen der Menschen sehr belebt, aber dennoch sehr flach und ohne hervorragende das Auge mit Wohlgefallen fesselnde Partien ist. Der Hohenstaufen tritt hier respectabler auf als auf der Solitüde, aber klein genug, daß es eine genaue Bekanntschaft mit seiner Gestalt erfordert, wenn man ihn aus den verschwemmten Berggestalten jener Gegend deutlich herausfinden will.

Unterhalb dem Michelsberg, näher gegen uns her sehen wir den

Lemberg, bei Affalterbach, O. A. Marbach 968′ hoch; auf eben derselben Linie, hinter dem Lemberg, welcher keinerlei geschichtliche Bedeutung hat, liegt für uns unsichtbar der Geburtsort unsers berühmten „Schiller“ — Marbach, dessen Namen man von einem dagewesenen römischen Castell ableiten will, dessen Benennung von dem römischen Kriegsgott „Mars“ entstanden ist. Etwas von diesem römischen Geiste mag in unsern Schiller gefahren sein, denn seine Muse bewegte sich gerne in kriegerischen Geschichten.

Wieder etwas herwärts blicken wir in ein ziemlich weites Thal, es ist

das Schorndorfer Thal; die Stadt selbst ist für uns unsichtbar. Aber am Fuße eines der dasselbe umgebenden

Berge, an welchem wir deutlich die von Winnenden nach Schorndorf führende Landstraße herabschlängeln sehen, liegt das von Schorndorf etwa eine Stunde entfernte Dorf Schornbach. Wenden wir unser Auge zu der soeben genannten Steige, und verfolgen wir sie, so weit wir können, und, nachdem sie sich verschlüpft hat, kehren wir oben links zum höchsten und längsten der Berge im Mittelgrund, hinter welchem etliche Gipfel des Strombergs hervorragen; so erblicken wir mitten auf seinem Rücken ein Dörflein,

Buoch, mit 350 Einwohnern, aber die Mutterkirche von nahezu 1700 Angehörigen, O. A. Waiblingen. Diese Höhe mißt 1550′ hoch. — Schauen wir von da abermals links, wo die Höhe von Buoch sich abzusenken anfängt; so erblicken wir unterhalb der ersten Kuppe des Strombergs einen mit langen Gebäuden besetzten Bergrücken, der sich halb hinter der Buoch-Höhe verstecken zu wollen scheint, als scheute er sich, vor dem Hohenstaufen sich sehen zu lassen,

der Asberg ist's, 1107′ hoch. Er liegt auf einer Ebene bei Ludwigsburg und Markgröningen und am Strohgäu, in welchen Revieren er sich stattlich ausnimmt, und eine wahre Zierde ist für den Anblick und, die darauf wohnen, haben eine schöne Aussicht zum Trost und zur Entschädigung für etwaige und etliche Entbehrung. Diese Festung hat in der Württemberger Geschichte eine Rolle gespielt, besonders zur Zeit des Herzogs Ulrich. Sie war ihm abtrünnig. Der Herzog mußte zweimal Gewalt anwenden. Das erstemal vergeblich, als er seinen ersten Versuch machte, sein Land wieder zu erobern, 1519. Das anderemal aber im Jahre 1534, mit Erfolg, zu welchem ihm der Landgraf Philipp von Hessen verhalf. Nach einer eintägigen Beschießung mußte sie sich ergeben an die Herzoge. Seine Hauptfeinde saßen darin.

Nach dem unglücklichen schmalkalden'schen Kriege bekam der Asberg wieder auf eine kurze Zeit einen andern Herrn.

Nach der Befreiung des Landes von den Kaiserlichen Völkern wurde auch die Festung wieder an die Herren v. Württemberg zurückgegeben, der sie behielt bis zum 30jährigen Kriege. Da mußte der Asberg (man liest auch Aßberg, Astperg) dem Kaiser verpfändet werden, weil Widerhold sein Hohentwiel nicht übergeben wollte. Somit verblieb der Asberg bis zum Westphälischen Frieden Oestreich, von wo er wieder bis diesen Tag an Württemberg kam. Dergleichen Festungen aber von so geringem Umfang, wie diese, sind nach der heutigen Weise, Krieg zu führen, weder Schutz noch Trutz. Deßwegen sank der Asberg allmählig zu einem Strafplatz herab, auf welchem zu büßen haben, die sich in irgend einer Weise gegen das Vaterland, gegen die Landesregierung oder gegen die Person des Landesherrn verfehlen. Wohl dem, der sich hier überzeugen läßt, daß, wer dem Gemeinwohl zuwider ist, oder es sich nach seinem Kopfe drechseln will, sein eigen Geschick sowohl als das eines ganzen Landes auf das Spiel setzt. Wagen gewinnt, wagen verspielt; und das letztere kommt zehnmal mehr vor als das erstere. Unter denen, die da Oben saßen, und welchen die Gefangenschaft die Augen geöffnet hat, steht unter den bekanntesten und gewissermaßen vornehmsten der Gefangenen der berühmte Dichter Schubart, Organist und Musikdirektor in Ludwigsburg. Er war vor seiner zehnjährigen Gefangenschaft ein arger Freigeist, und erlaubte sich auch Spottgedichte auf Herzog Carl Eugen auszugeben. Diese zogen ihm den Asberg zu. In dieser langen Zeit that er dergestalt Buße, daß er nicht nur von seiner Neigung zu Sticheleien auf den Herzog und die Fürsten überhaupt, sondern auch von seiner Freigeisterei kurirt wurde, so daß er jetzt meistens fromme Lieder dichtete (wovon etliche in das württembergsche evang. Kirchengesangbuch aufgenommen wurden) und er nun aus voller Seele im 21. Liede „Urquell aller Seligkeiten" v. 11. 12. sagen konnte:

Immer will ich beten, ringen,
Stille harren, Dank Dir bringen,
Bis Dein Ruf einst meinen Geist
Zu Dir, Vater! kommen heißt.

Seele! gieb dich nun zufrieden;
Jesus kommt und stärkt die Müden;
Nur vergiß nie Sein Gebot:
Sei getreu bis in den Tod!

Rücken wir wieder zur Rechten vorwärts vom Michelsberg weg, so erblicken wir auf einem Vorsprung des Gebirgs einen Thurm, welcher am rechten Platze sitzt, um eine weite Aussicht nach drei Weltgegenden zu beherrschen; es ist die Höhe von

Bürg, unweit Winnenden; 1234′ hoch; Filialort von 300 Einwohnern. Von da rechts hinüber bildet sich das Gebirge aufwärts terrassenförmig, und hinter demselben muß, an Wäschenbeuren links hinweg gesehen, der berühmte

Wunnenstein gesucht werden, wird aber kaum wahrgenommen werden können, weil von dort aus auch der Hohenstaufen kaum sichtbar ist. Er ist nur 1205′ hoch. Es wird wohl kaum mehr als ein Thurm zu erkennen sein, der aber klein und schmal genug ist, daß eine solche magere Figur auf einer Entfernung von zehn bis zwölf Stunden schwer zu entdecken sein wird. Dieser Wunnenstein liegt unweit von Gr. Bottwar und Oberstenfeld, O. A. Marbach, und ist berühmt durch den Schleglerbund, dessen Mitglieder eines der Ritter Wolfgang von Wunnenstein gewesen war, ein Raufbold und Wagehals ohne Gleichen, so klein er auch von Person gewesen. Zu Beilstein liegt er begraben. Er war ein Zeitgenosse des Grafen Eberhard, des Greiners, und unter denen, die den Greiner im Wildbad überfallen, und einen Fanggulden sich verdienen wollten. Hört, wie dasselbe Abentheuer unser Uhland schildert:

Zu Eberhard dem Greiner, wie er im Bade saß,
Kommt einsmals gesprungen sein jüngster Edelknab:
Herr Graf! es zieht ein Haufe das obre Thal herab.
Sie tragen schwere Kolben, der Hauptmann führt im Schild
Ein Röslein roth von Golde und einen Eber wild.

Gib mir den Leibrock, Junge! das ist der Eberstein.
Ich kenne wohl den Eber, er hat so grimmen Zorn,
Ich kenne wohl die Rose, sie führt so scharfen Dorn.

Da kommt ein armer Hirte im athemlosen Lauf:
Herr Graf! es zieht ne Rotte das untere Thal herauf.
Der Hauptmann führt drei Beile, sein Rüstzeug glänzt und gleißt,
Daß mir's, wie Wetterleuchten, noch in den Augen beißt.

Das ist der Wunnensteiner, der gleißend Wolf genannt,
Gib mir den Mantel, Knabe! der Glanz ist mir bekannt.
Er bringt mir wenig Wonne, die Beile hauen gut,
Bind mir das Schwerdt zur Seite! der Wolf, der lechzt nach Blut.

Mit Hülfe des Hirten entkam der Greiner glücklich der Falle, und er vergalt ihnen, denn er zerstörte von ihren Rattennestern was er konnte, und so auch die Wunnensteinburg. Er selbst aber, der Wolf, der den Ueberfall angezettelt hatte, entwischte ihm, und ihm, dem Greiner, zum Heil. Denn, wie ihr vernommen habt, obgleich der Greiner die ihm angebotene Hülfe gegen die Städter mit den Worten abgelehnt hatte „er habe sein nicht begehrt und danke ihm" so hat er bei Döffingen dennoch zur Entscheidung des Sieges wacker mitgeholfen. Zum ewigen Andenken an diesen folgenreichen Dienst wurde auf der Thurmruine dieses Berges, die einer ehemaligen Wallfahrtscapelle angehört, eine Altane errichtet, um einen Anhalt zu einem Denkmal zu haben, weil von der ehemaligen Burg keine Spur mehr zu sehen, und um zugleich die schöne Fernsicht genießen zu können. — Der Wolf starb noch als ein guter Freund des Greiners.

In dieser Richtung zum Wunnenstein haben wir wieder

nah und ferne viele Ortschaften, Weiler, Höfe und einzelne Häuser vor uns, deren Benennung wir andern Leuten überlassen wollen, die dort herum zu Hause oder wohl bekannt sind. Oberhalb des Gebirgszugs von Bürg zieht sich eine zarte Gebirgslinie im fernsten Hintergrunde hin; es ist der

Odenwald, welche Linie schließt mit dem

Melibocus, den wir hinter den Löwensteiner Bergen hervorragen sehen, 1630′ hoch. In diesem Bereiche des Odenwalds, so weit er von hier aus sichtbar ist, liegt auch der Königsstuhl bei Heidelberg. 30 Reisestunden ist der Melibocus von uns entfernt. Die Gesichtslinie zu diesem Berge geht am Fuße des

Stocksberger Jägerhauses, 1666′ hoch, der höchsten Spitze der Löwensteiner Berge, vorbei. An die Löwensteiner schließt sich der

Murrhardter Wald, und an diesen herwärts der Welzheimer Wald an, wonach auch das Städtlein in seiner Mitte benannt wird, und welcher sich bis herab zur Rems erstreckt

Wir stehen wieder auf dem nämlichen Fleck, von dem wir ausgegangen sind, nämlich bei den Limpurger Bergen, als deren Repräsentanten und Anführer wir den

Einkorn, die Krone der Limpurger Berge, bei der Stadt Hall, 1570′ hoch, begrüßen, und bei dessen Geschichte wir uns von unserer Rundsicht verabschieden wollen.

Von diesem Berge selbst läßt sich weiter nichts sagen, als daß eine Wallfahrt Aller derer in seiner Nähe ist, die eine schöne Fernsicht lieben, und daß er auch den Vortheil gewährt, wie der Hohenrechberg, nämlich eine Herberge daselbst anzutreffen, um sich erfrischen und salviren zu können. Ein Kirchlein befindet sich daselbst.

Ein berühmtes Grafengeschlecht war das der Limpurger, welches diese Berge beherrschte. Sie bekleideten das Amt des Reichserbschenken, d. h. bei den Kaiser-Wahlen hatten sie die

Ehre, die Kaiser mit Wein zu bedienen, und hießen seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts die Semperfreien, die Immerfreien. Die Herren von diesen Bergen waren also auch dabei, und versahen das Schenkenamt bei den Wahlen der Kaiser. Seit 1441 theilten sie sich in Limpurg-Gaildorf und Limpurg-Limpurg, oder L. Speckfeld, woraus mehrere Nebenlinien entstanden, von denen zuletzt nur noch L. Speckfeld und L. Sontheim übrig waren. 1690 starben die Gaildorfer, und 1713 die Speckfelder aus. Die jetzigen Besitzer dieser Grafschaft sind theils unser Landesherr und der Fürst von Solms-Braunfels, die Grafen Waldeck-Bergheim, Isenburg-Meerholz, und Pückler, Fürst Colleredo, Fürst von Löwenstein-Freudenberg und Rosenstein und Rosenberg. Die ganze Grafschaft zählt 25,000 Einwohner, wovon 11,000 unserm Landesherrn zufallen. Die Grafen von Pückler-Limpurg haben ihren Sitz in Gaildorf, wo viele Familien-Denkmale der Grafen v. Limpurg zu finden sind. Das Schloß Schmidtefeld bei Sulzbach a. K. ist auch Limpurgischen Ursprungs.

Bei der Stadt Hall, die aber von hier aus nicht sichtbar ist, in seiner nächsten Nähe sieht man einen ziemlich hohen Hügel, oberhalb der Vorstadt, welcher Limpurg heißt, und eine den Limpurgern gehörige Burg getragen haben solle. Unweit der Stadt erblickt man auch eine wahre Zierde der Umgegend, das ehemalige Ritterstift Comburg, 1046′ hoch, einer stattlichen Festung gleich, mit einer thurmreichen Kirche und heute noch, sollte man meinen, daß es einen Sturm prestiren könne, so wohl bewahrt sieht es von allen Seiten aus. Jetzt ist es ein Invalidenhaus; sieht aber keinem gleich.

Die Stadt Hall. Sie ist eine unserer propersten im Lande, liegt am Kocherflusse, im Jaxtkreise; ist der Sitz der Bezirksbehörden; hat eine Kettenbrücke, alte Befestigungen, drei Vorstädte, schönes Rathhaus, sieben Kirchen, worunter die

Michaeliskirche die vornehmste, Gymnasium, Alterthümer und einen großen Mammuthszahn. Sie treibt starken Viehhandel. Ihr einträglichstes Geschäft sind die Salinen, woraus sie jährlich 80,000 Centner Salz gewinnt, und besitzt eine Soolbadeanstalt. Hier wurde die kleinste Münze, die es von jeher gegeben hat, geprägt, die Heller-Münze, „Häller" oder „Heller" genannt. Die Stadt zählt nahezu 7000 Einwohner.

Ob Hall's Salz schon zu der Römerzeit bekannt war, läßt sich nicht behaupten noch bestreiten. Vom 9. Jahrhundert weiß man, daß sich mehrere Grafen und Edelherren um die Salzquelle herum ansiedelten, und daß ihre Anzahl bis auf vierzig stieg. In der nächsten Nähe der Salzquelle erhob sich die Stadt, in welcher die Salzsieder eine Hauptrolle spielten, in Scherz und Ernst, in Schutz und Trutz. In ihren Freudenfesten führten sie das Wort und in ihren Fehden waren sie die vordersten. Es hat mit den Hallern nicht gerne Jemand angebunden. Im 13. Jahrhundert wurde Hall eine Reichsstadt, zu welcher 6 Quadratmeilen Gebiet und 16,000 Unterthanen gehörten. Die Grafen von Westheim waren die vornehmsten ihrer Freunde. — Die Stadt kam einmal an die Tempelherren, einen Ritterorden, der zu Jerusalem seinen Hauptsitz hatte, und das hl. Grab zu bewachen im Schilde führte. — 1261 rebellirte die Bürgerschaft gegen den Rath der Stadt; was sie damit gewonnen, war nicht gar viel. Im 14. Jahrhundert hielt sie es auch mit dem Städtekrieg und mit allerlei Bündnissen. 1610 wurde daselbst die evangelische Union renovirt. 1728 brannte die Stadt beinahe ganz darnieder. Seltsam! daß man schier in allen Städte-Chroniken von einem solchen Läuterungs- und Phönix-Feuer lesen muß. — Im Jahre 1802 mußte Hall auch württembergisch werden, und wenn auch die Salzsieder daselbst nicht mehr, wie ehemals, in allen Affairen der Stadt die vordersten sind, so ist der Haller nichts destoweniger mit seinem Schicksal seitdem

zufrieden, und spricht mit Freuden: „Allhie gut Württemberg allweg!“ —

An dieses alles wollen wir uns beim Anblick des Einkorn erinnern lassen, und er wird ein würdiger Schlußstein des herrlichen, himmlischen Gewölbes sein, an dessen Rundgemälde wir uns ergötzten.

Wir sind am Ende unser Wahlfahrt um den Kranz des Bergs, und mit Wehmuth verläßt ihn, der gewöhnt ist, in allen großartigen Ereignissen die Hand, und in allen großen Männern den tiefgründenden schaffenden Geist des Allmächtigen zu ahnen, aber auch den gerechten, weisen und heiligen Gott zu ehren, der nicht unbedingt seine Werkzeuge schalten und walten, der sie nicht ihre Termine überspringen läßt, die er ihnen vorgezeichnet hat, und sollten sie es auch noch so treulich meinen. — Wer mag zweifeln an der Aufrichtigkeit und Redlichkeit, an dem scharfen Verstand, an der ihrem Jahrhundert weit vorangehenden Cultur des Geistes z. B. der Friederiche von Staufen!? Noch war der Boden eine Wildniß und nicht zubereitet, daß ihr Saamen fruchten konnte. Aber die Generationen sollten schauen, woran es ihnen noch mangelt, und die in den Nationen schlummernde Befähigung zu höherer Cultur sollte geweckt werden. Das bewirkten die Staufen. Hierin vorderhand weiter zu gehen, und etwa zu forcieren die Cultivirung, liegt nicht im Sinne des göttlichen Weltplans, welcher nicht anders, denn stufenweise — zuerst durch freie Ueberzeugung und dann durch freien Willen das Bessere mit stetem Wohlbedacht heimisch und die Menschen gut und glücklich machen will. Deßwegen spricht der Herr bei allen ins Große gehenden Unternehmungen, wenn sie bei dem ihnen vom Alleinweisen gesteckten Ziel angekommen sind: „Bis hieher und nicht weiter! denn meine Gedanken (und Plane) sind nicht die Eurigen, und eure Wege sind nicht die Meinigen, sondern soviel der Himmel höher ist, denn die Erde,

so sind auch meine Wege höher, denn eure Wege, und meine Gedanken, denn eure Gedanken." Oder, wie das Sprichwort sagt: der Mensch denkt's und Gott lenkt's. — Die Verwirklichung dessen, was wahrhaft gut und erspießlich ist, hat der l. Gott nicht aufgehoben, sondern nur aufgeschoben. Was die Hohenstaufen erstrebten, dafür war noch kein Clima vorhanden, und die dafür schwärmten waren die raren Sommervögel und Schwalben, die ein warmer Februartag aus ihrem Versteck, in welchem sie den Winterschlaf schliefen, hervorlockte; sie machten noch keinen Sommer. Die Nachwelt lernte sie kennen und verehren. So auch unserm Jahrhundert war es vorbehalten, sie zu begreifen und zu schützen, und man fieng an, nach Denkmalen aus ihrer Zeit zu forschen und nach ihrem Besitz zu geizen. Wie anders wäre es möglich gewesen, den Scheitel des Hohenstaufen — trotz der Begeisterung eines Crusius, so kahl zu scheeren, daß schier kein Härlein mehr darauf zu sehen ist?! Selbst Fremdlinge, deren Chroniken nicht wohl zu sprechen waren auf die Hohenstaufenzeit, stimmen jetzt ein Loblied an, — wie uns unser Albert Knapp in seinen Hohenstaufenliedern ein Beispiel davon erzählt:

> Lombarden sind den Hohenstaufen wohl
> Bis heute nicht besonders zugethan,
> Und haben es dem Kaiser schwer vergessen,
> Daß zürnend über Mailands Mauerschutt
> Dahingestürmet sein Triumpfgespann.
>
> Doch nöthigt ihnen jener Schwaben-Aar
> Deß Schwinge ruhet, noch Bewunderung ab,
> Und als einmal ein reisender Lombarde
> Vorüberzog am stillen Kaiserfels,
> Sprach er: mit goldener Mauer sollte man
> Den edeln, weltberühmten Berg umziehen.

Traun, das war schön gesagt! — Doch — mit jener goldenen Mauer ists noch weit! —

Aber, wagen wir's, wie's die Staufen gewagt,
Gehet hinaus auf liebliche Jagd!
Beim Volke werd' freudig umhergefragt:
Wollt Ihr die schönsten Kaiser noch ehren,
Wie König Wilhelm königlich thut?
Und selbst Urenkel großer Welfen
Beitrag zum edeln Plane thun,
Damit ein Denkmal auf der Höhe
Dem hehren Staufenhaus erstehe.
Rufet: wach auf, du deutsches Blut!
Dann werden sich bald die Kräfte vermehren,
Und jenen hohen herrlichen Geistern
Wird endlich doch von jüngeren Meistern
Ein stilles Denkmal zusammen gewebt.

Mit der Hoffnung, daß den glorreichen Kulm des Hohenstaufen bald wieder eine Krone schmücke, gleichwie ein Denkmal der Pietät dieses Hauses zu Stande kam, das ein deutsches frommes Herz erfreut, — laßt uns scheiden von dieser Höhe, einstweilen im Geiste uns ergötzen an dem beliebigen Bilde eines Monuments, bis seine Zeit erscheint, und mit den Abschiedsworten sie verlassen:

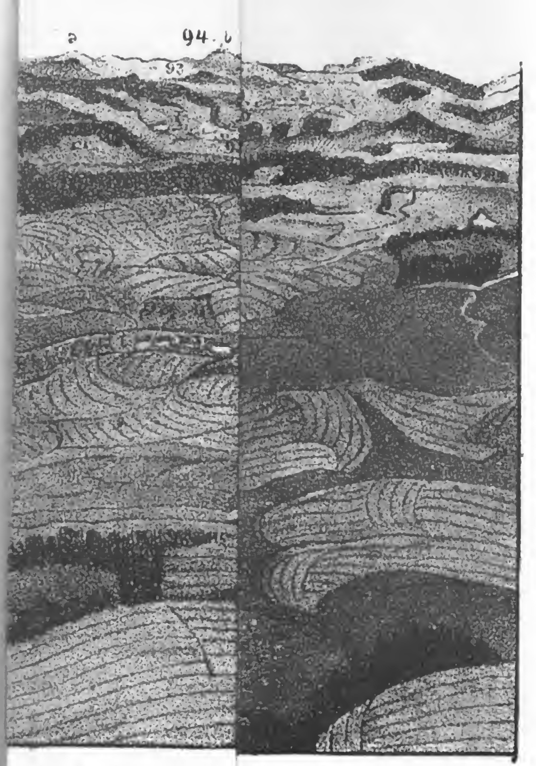
Edler Staufen! O du schöner,
Hocherhabener Kaiserberg!
Werben wir nur immer kühner
Um die Ehr, die dir gebührt.
Um die Stirne dir zu wenden
Deutschen Kranz der Einigkeit,
Eilen wir mit freud'gen Händen,
Fest'gen ihn für alle Zeit! —

Druck der J. B. Metzler'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

94 Strom
a. Sternen
b. Michels
S. 93 Lemberg

he v. Busch

zheimer-Wald.



5. Schornbach. heim. 1. Wäscherschloſs.



Das Innere der Klosterkirche z. Lorch



